Das Glück auf dem Lande

Heinrich Sohnrey, Ernst Löber

Bücherschatz des Deutschen Dorfboten.
Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege
herausgegeben von Heinrich Sohnrey.
Band I.

Das Glück auf dem Lande.

Ein Wegweiser, wie der kleine Mann auf einen grünen Zweig kommt.

Von

Heinrich Sohnrey
Geschäftsführer des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Berlin.

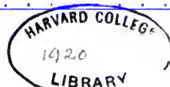
und

Ernst Löber
Pfarrer zu Neidhartshausen bei Zella in der Rhön



Berlin S.W. 11.
Deutsche Landbuchhandlung
G. m. b. H.
1906.

Inhalt.



Zum Geleit.

Unser Leben ist ein Suchen nach Glück.

Ob wir im Pferdestalle schlafen oder in der Herrenstube, ob wir Knecht oder Bauer oder Baron, ob wir Magd oder Frau, Bäuerin oder Freiin sind — glücklich möchten wir alle werden. Und auch bei Zeiten, daß wir's noch genießen können, denn das Leben ist kurz, gar kurz.

Darum wandern sie fort. Darum jene große Völkerwanderung vom Lande nach den großen Städten und Fabriken, die wir in den letzten Jahren erlebten; darum jener verhängnisvolle „Zug vom Lande", der vielfach geradezu in eine „Flucht vom Lande" ausgeartet ist. Darum die immer unheilvoller gewordene Entvölkerung unserer Dörfer und Höfe, und auf der andern Seite die nicht minder unheilvolle Übervölkerung der großen Städte, die so viele Glücksuchende arbeitslos aufs Straßenpflaster wirft.

In der großen Stadt, wo man durch die großen Fenster in den üppigen Reichtum des Lebens sieht, in dem dichten Häusermeer, wo die himmelhohen Schornsteine rauchen, meinen sie, da sei das Glück. Und so eine Meinung ist wie jene Rattenfängerpfeife: Immer mehr werfen Spaten und Sense hin, lassen den Pflug stehen und den Erntewagen, immer weitere Scharen sammeln sich, verlassen Kate und Kirche und drängen den andern nach — um glücklich zu werden.

Ach, wie viele schmerzliche und bittere Enttäuschungen!

Wir haben kürzlich ein Büchlein herausgegeben, das die Aufschrift trägt: „Wie es den Arbeitern in der Großstadt ergeht".*) Der Verfasser hatte hunderte von Arbeiterfamilien, die zum größten Teile aus ihrer ländlichen Heimat fortgewandert waren, in ihren elenden Großstadtwohnungen aufgesucht, um zu sehen und von ihnen selbst zu hören, wie's

* Ein Bericht aus dem Großstadtleben von M. Heller. 25 Pf. Berlin SW 11, Deutsche Landbuchhandlung.

ihnen ginge, und ob sich ihre Hoffnungen, die sie aus der Heimat forttrieben, erfüllt hätten? Ach, welch ein Elend tat sich vor den Augen des Besuchers auf! Möchte das Büchlein überall auf dem Lande gelesen werden; es könnte manchem die Augen öffnen.

Nun will ich aber beileibe nicht den schwarzen Mann machen und vor der Abwanderung in die großen Städte so warnen, als ob jeder Fortziehende durchaus ins Elend geraten müßte; wer's durchaus nicht daheim aushalten kann, wer sich's in den Kopf gesetzt hat, daß er's einmal wo anders probieren müsse, der möge hinziehen und sein Heil versuchen. Ja, wir wollen ihm von Herzen wünschen, daß er dort, wohin sein Sinn steht, das Glück finden möge, das er sucht.

Was uns hier allein am Herzen liegt, das ist die Wahrnehmung, daß so viele, viele heimatmüde davongehen, die nach all ihrem Tun und Lassen keine Ahnung davon zu haben scheinen, was alles sie mit der ländlichen Heimat aufgeben und verlieren; die verschlossenen Sinnes nicht erkannten, welche reichen Mittel und Möglichkeiten, glücklich zu werden, in Dorf und Hof verborgen liegen.

Sie wohnten sozusagen auf dem Glück und neben dem Glück und ahnten es nicht, weil ihnen niemand den Schlüssel dazu gab, weil selbst die klügsten Leute im Dorfe den Schlüssel dazu nicht zu finden wußten. — Da wollen wir euch nun den Schlüssel in die Hand geben, damit ihr die Kammern des Glückes aufschließen und sehen könnt. In diesem Büchlein findet ihr ihn, wenn ihr's mit Bedacht lest.

Allerdings sind nicht alle Schätze des Glückes so leicht, daß sie ein einzelner Mann allein heben könnte: Bauer und Baron, Arbeiter und Handwerker, Lehrer und Geistliche, nicht zu vergessen die Frauen aller Stände müssen sich da recht oft die Hand reichen und eines hülfsbereiten Sinnes sein.

Freilich besitzen wir einen ähnlichen Schlüssel schon seit Jahren in dem „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege"*). Der ist aber so groß und schwer und darum

*) Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegeben von Heinr. Sohnrey, Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.

auch so hoch im Preise, daß ihn nicht jeder und jedermann zu handhaben vermag, wie er denn von vornherein auch nur für die „leitenden Kreise“ gedacht war.

Unser neues Büchlein aber soll ein Schlüssel für alle sein, insbesondere auch für die „kleinen Leute“, damit sie nicht erst auf andere zu warten brauchen, sondern das Glücksschloß selber aufschließen können.

Was nun schließlich meine Wenigkeit bei diesem Werk anlangt, so habe ich schon seit Jahren an diesem Schlüssel herum gegrübelt und gefeilt, konnte ihn aber immer nicht zurechtkriegen, da mir immer wieder tausend Dinge dazwischen kamen. So rief ich denn unsern lieben Rhönpfarrer zu Hilfe, der durch seine trefflichen volkstümlichen Dorfpredigten, die er in den letzten Jahren in unsrem „Deutschen Dorfboten“*) hielt, in erster Linie zur Mitarbeit an der Herstellung dieses Zauberschlüssels berufen schien. Und frohgemut und gutwillig wie er ist, unser lieber Freund und Nachbar Löber, kam er denn auch gleich ganz vergnügt herbei, nahm mir Feile und Eisen aus der Hand und hämmerte und feilte, daß es nur so eine Art hatte. Dann legte er mir den Schlüssel blank auf den Tisch und sagte: „So da ist er! Möge es ein richtiger Himmelsschlüssel für das Erdenleben sein!“

Ja, möge Gott freundlich dazu schauen, dann wird's schon einer werden. Glück auf!

Steglitz b. Berlin, im Advent 1905.

Heinrich Sohnrey.

---

*) Der allsonntäglich, auch unter dem Titel „Deutsche Dorfzeitung“ erscheint und zum Vierteljahrspreise von 60 Pf., ins Haus gebracht 72 Pf., durch jede Postanstalt und jeden Briefträger zu beziehen ist. Das Blatt will auch so ein Glückaufschließer für unsere Landbevölkerung sein.

Unser Kleinstes.

Einen alten Mann habe ich einmal auf dem Wege zum Baden gefragt: „Wie lange ist's eigentlich her, daß Sie nicht gebadet haben?" Da machte der Schalk ein nachdenkliches Gesicht: „Gebadet? Ja dazumal, als ich geboren wurde, lief gerade die Badewanne aus, welche die Hebamme immer gleich mitbringt; da bin ich nicht 'neingekommen; und später, da war mir's im Wasser entweder zu kalt oder zu warm, und ich bin doch alt dabei geworden!"

Ob's noch andre Orte im lieben, deutschen Vaterlande gibt, wo auch die Kinderbadewanne ausläuft und man es überhaupt für Überfluß erachtet, die kleinen Nacktfrösche täglich, wöchentlich einmal in die Wanne zu stecken und richtig abzuseifen? Ja, es gibt Häuser genug auf dem Lande, wo man seinen Kindern die Wohltat eines warmen Bades nie antut und wo eine Badewanne eben nicht zum Hausgerät gehört. Eine Wiege aber gibt's überall: In neuerer Zeit hat sich die Wissenschaft auch mit diesem altehrwürdigen Ausstattungsstücke der Kinderstube befaßt und gefunden: Das Schaukeln und Wiegen ist vom Übel; denn die Gehirntätigkeit wird durch die wiegende Bewegung ungünstig beeinflußt. Wie wir durch das Schaukeln auf dem Schiffe die Seekrankheit bekommen, so gibt es genug Kinder, die nach dem Trinken gewiegt, gleich die ganze Mahlzeit wieder ausbrechen. „Speikinder, Gedeihkinder", sagt dazu die Frau Nachbarin. Dummheit! Für die Gesundheit des Kindes ist das Brechen überhaupt nichts nütze, sondern es gibt uns immer Kenntnis von einer Magenverstimmung.

Also das Kind ist geboren, die junge Mutter liegt ein bißchen bleich und müde im Bett, aber sie sieht ganz glücklich auf das kleine rote Wesen, das eben im Bade zum ersten Male geniest hat und nun natürlich nicht in das Kinderkörbchen, nicht in den Kinderwagen kommt, sondern von der Amme der Mutter ins Bett gesteckt wird; eine alberne Manier! Erstens wird dadurch die Mutter in ihrer Ruhe gestört, und zum andern: seht euch doch einmal den strammen Jungen an, wie der blau-

rot vor Hitze unter all den Kissen begraben liegt; wenn nun so ein armes Wurm rot ausschlägt, dann sagen die alten Mütter: „Schönchen, schönchen! er hat schon das Fieber und das muß raus!" Wenn so ein kleiner Weltbürger auch warm gehalten werden muß, so kann das im eignen Bettchen durch Einlegen eines Wärmsteins, einer Wärmflasche geschehn, und daß die Mutter besser ruht wie auch das Kind, wenn beide für sich ihre eigne Lagerstatt haben, das bedarf keines Beweises. — Natürlich herrscht in der Wochenstube ständig eine Glut, daß man Kartoffeln rösten kann. Darum gehört ein Thermometer in die Nähe der Wöchnerin. 15 Grad Réaumur (18 Grad Celsius) höher darf's nicht steigen, und frische Luft, wenn's nicht direkt Zugluft ist, schadet Mutter und Kind durchaus nichts.

„Ach, du lieber Gott, das arme Kind hat Hunger", jammert die Großmutter, wenn das Kleine zum ersten Male brüllt, „schnell einen Schnuller her!" Und nun wird so ein Ding zusammengebaut: Semmel und klarer Zucker und eine Kleinigkeit Milch werden in ein Läppchen von zweifelhafter Güte eingebunden, und das wird dem armen Wurm in den Mund gestopft. „Und das Rhabarbersäftchen nicht vergessen!" sagt eine Nachbarin, die es selbst achtmal mitgemacht hat. „Das soll nicht mehr sein!" wehrt die Hebamme, und sie hat recht: Man hat Jahrtausende geglaubt, die erste Milch, die die Brust gibt, wäre ungesund und müßte beseitigt werden. Nun hat die Wissenschaft dieser ersten Tropfen sich angenommen und gefunden: Was die dummen Leute mit Rhabarber wollen, das hat viel besser die Natur in der ersten Milch gebraut.

Also am zweiten Tage wird der Bursch zum ersten Male angelegt, uud wenn die junge Mutter mit etwas Rum ihre Brust gepflegt hat, geht das bald fadengerade; und in ein paar Tagen treibt's der Herr Sohn oder das Fräulein Tochter wie ein Alter. Glücklich die Mutter, die so ihrem Kinde ihr Bestes bieten kann! Leider mehrt sich in neuerer Zeit die Zahl der Mütter, die so unverständig sind, daß sie es ruhig aussprechen: „Kuhmilch tut's auch, was soll ich mir die Plage machen!" Von Milchersatz, Kindermehlen, Milchpräparaten wird in neuerer Zeit viel geschrieben, aber wieviel Kinder

dadurch zugrunde gehen, daß ihnen nicht die Erstlingsnahrung, die sie brauchten, geboten wurde, wie viele auch siech und schwach für ihr ganzes Leben bleiben, davon erfährt man nichts.

Na also der Bub oder das Mädel fängt an zu trinken, dehnt sich, schläft ein, schläft ein Stündchen und wacht mit Gebrüll auf. „Ach, du lieber Gott", sagt die Großmutter, „das Kind hat ja schon wieder Hunger, gebt ihm doch was!" Also muß die junge Mutter, die's nicht besser weiß, ihren Sprößling wieder anlegen; der tut ein paar Züge, streckt sich und schläft wieder ein. So geht's eine halbe Stunde, da meldet er sich wieder. „Er wird naß sein", vermutet die junge Mutter. „Ach was", sagt die Großmutter, „jetzt wird er nicht aufgemacht; drei Stunden hat jedes meiner Kinder gelegen, ehe ich's trocken gemacht habe." Nun hört nur so einen Unverstand! Man sollte nur Erwachsene in der Nässe liegen lassen, die würden bald ein großes Geschrei über Grausamkeit anheben, aber so ein Kind das kann nur durch sein Gebrüll sein Unbehagen melden. Darum sage ich, das Wichtigste für jede Wochenstube ist eine ordentliche Portion Windeln, wenn man's schaffen kann, mindestens zwei Dutzend. Was können wir unserer kleinen Gesellschaft da für eine Wohltat antun, zumal wenn wir nicht den Fehler machen, daß wir das Kleine so wickeln, daß es sich überhaupt nicht rühren kann. Ein großer Fehler! Laßt's lieber einmal sich losstrampeln, als daß ein festgeschnürtes Bündel im Bett liegt, wo man weiter nichts sieht als einen großen Mund; und der brüllt, weil das Wurm sich nicht regen kann, also sich ganz unbehaglich fühlt.

Also unser Bübchen hat wieder eine halbe Stunde geschlafen und schreit wieder. „Ich habe aber noch nichts", klagt die junge Mutter. „Na, dann muß eben ein Lutscher ran!" schlägt die Frau Nachbarin vor. So wird geschwind ein Gummisauger geholt, ein Stöpsel rein, der wird dem Schreihals in den offenen Rachen gestopft; da beruhigt er sich allmählich, aber wenn er seinen Sorgenbrecher verloren hat, dann geht's Gebrüll von neuem an. Ich habe in meinem Leben schon genug solche Lutscher gesehen, da wurde einem schon übel, wenn man das Ding nur ansah; aber die Großmutter hielt es nicht für richtig, den schmutzigen Lutscher ein-

mal abzuspülen und dann erst wieder zu verwenden. Überhaupt die Sauberkeit in der Kinderstube! „Putzen ist das halbe Futter“, sagen sie beim Militär. Sauberkeit ist die halbe Kindernahrung! Es mag noch so reichlich Nahrung da sein, es mag noch so viel um das Kind gesorgt werden, wenn unser Kleines schmutzige Fingerchen hat, die's in den Mund steckt, dann kann jederzeit der Krankheitskeim schon in seinen jungen Körper übertragen werden. Aus diesem Grunde hat es auch wenig Zweck, den ganz kleinen Kindern den Mund auszuwaschen. So sauber ist kaum ein Tuch, daß irgend welche Keime nicht noch dran hingen; darum wird durch das Auswaschen, mehr in das Mündchen hinein als aus dem Mündchen herausgewaschen. Na, und der Lutscher, da sage ich auf jeden Fall: „Weg damit! Der ist mit Bakterien überladen.“ „Aber, da schreit mein Kind und tragen kann ich's nicht den ganzen Tag!“ Sollt ihr auch nicht, laßt doch das Balg einmal ordentlich schreien! Der dies schreibt, hat nie einen Schnuller in seinem Leben zu sehen bekommen, ist auch im ersten Halbjahr seines Lebens nie getragen worden. So haben wir's mit unsern Kindern auch gehalten. Wenn sie trocken und satt waren, dann wurde es ihnen verstattet, zur Ausweitung ihrer sonst recht gesunden Lungen loszulegen, solange wie sie wollten. Daß das Aufnehmen, das Herumschleppen für den Augenblick das Bequemere ist, will ich gerne glauben, und es gibt Mütter, die am liebsten selber mitheulen, wenn ihr Jüngstes das Schreistündchen hat. Sie sollen dann nur einmal dem kleinen Schreihals auf die Augen sehn, die haben ja noch gar keine Tränen; den Säuglingen ist das Brüllen einfach Spaziergang, Ausarbeitung, Lebenselement. Also von heute an wird das Jüngste der Frau Nachbar nicht mehr herumgeschleppt, sondern wir wollen's ruhig schreien lassen, so lange, wie's will; das macht's einmal, zweimal, um schließlich ganz artig zu liegen, zu wachen oder zu schlafen, wie's gerade Lust hat; dann haben wir gewonnen!

Noch ein Wort über die Nahrung unsrer Säuglinge! Ein Arzt hat mir einmal gesagt: Entscheidend, ob ein Kind satt wird und ob es zunimmt, ist einmal die Zahl der nassen Windeln und dann das Gewicht: Zweckmäßig wird alle vier-

zehn Tage unser Kind gewogen; da kommt's im Körbchen auf die Wage, und wenn's umgezogen ist, wiegen wir die Sachen im Körbchen zurück. So muß vom zehnten Tage an ständig eine Gewichtszunahme erfolgen. Weiter: Wo eine Mutter nicht selbst nähren kann, da muß freilich künstliche Nahrung helfen. Zuerst natürlich Kuhmilch, verdünnt und gekocht. Wir kochen am besten früh und abends und füllen gleich in die peinlich sauberen Flaschen. Die Anschaffung von fünf Flaschen wird sich ermöglichen lassen. Mit tadellos reinem Stopfen wird die Flasche geschlossen, wenn nicht ein sogenannter Soxhletapparat vorgezogen wird; der kostet zwar gegen 20 Mark, aber die Anschaffungskosten lohnen sich. Wird auch Kuhmilch nicht vertragen, frage man sofort den Arzt wegen eines Ersatzes. Direkt ungesund für Mutter und Kind ist ein zu langes Nähren. Das Erscheinen der Zähne ist ein Merkzeichen für das Abbrechen des Stillens, das höchstens neun Monate fortgesetzt werden soll; jedoch denke man daran, daß die Ernährung mit Kuhmilch in den besonders gewitterreichen Monaten auch seinen Haken hat, weil dann die Nahrung leicht säuert. Schließlich noch ein paar Regeln:

1. Gewöhne dich, die Pflege des Jüngsten nach der Uhr zu treiben. Vor 6 Uhr morgens gebe es keine Mahlzeit, um 8 Uhr wird gebadet. Halte zwischen den Mahlzeiten immer eine Pause von 3 Stunden.
2. Frische Luft ist auch für die Kleinsten Lebensnotwendigkeit.
3. Schreien ist Bedürfnis.
4. Nachts hat die Mutter auch ein Recht auf ununterbrochenen Schlaf; sie kann nicht gesund bleiben, wenn das Kind alle paar Stunden sich meldet und Nahrung verlangt. In ein paar Tagen gewöhnt sich das Kind an die nächtliche Fastenzeit. Nötigenfalls schlafe die Mutter für die Übergangszeit in einem andern Raum oder gebe den Schreihals zu verständigen Leuten in eine andere Stube, die das anfängliche Brüllen nicht stört; nachts trinken die Kälbchen auch nicht.

Wenn du das alles befolgst, dann wirst du ein gesundes, fröhliches Kind haben; mir scheint das wahr zu sein, was viele behaupten, daß froher Sinn und fröhlicher Mut für's ganze Leben durch die Pflege und Erziehung in der ersten Kindheit gewonnen und mitbestimmt werden.

Im Kindergarten.

„Das ist ja alles schön und gut, aber einen Kindergarten brauchen wir in unserm Dorfe nicht.“ „So? Dann will ich euch eine ganz kleine Geschichte erzählen: Wir haben in unserm Ort einen Bach; der fließt mitten durch das Dorf; ein Mühlgraben zweigt sich ab, vier Brücken führen über das oft recht reißende Wasser. Eines schönen Sommertags sind die Eltern beide tief in der Arbeit; das einzige Söhnchen läuft auf die Straße, und als jemand nach ihm sucht, findet sich die Kinderpeitsche, womit der Kleine zuletzt gespielt hat, am schmalen Steg. Ein paar Stunden später wurde die kleine Leiche weit talabwärts im Wasser gefunden. Den Eltern war kein Vorwurf zu machen; warum war's aber geschehen? Es war keine Kinderbewahranstalt im Dorfe.

Fast durchgehend sind unsere Kleinen im Sommer schlecht beaufsichtigt. Die Eltern müssen aufs Feld oder in die Gutsarbeit, die Großmutter, der die Kinder anvertraut werden, hat im Haushalt zu tun. Nachmittags werden die älteren Geschwister angestellt. Wie die Art der Behütung ausschaut, wißt ihr selbst. Da kommt's dann zu leicht vor, daß so ein kleiner Bub oder ein kleines Fräulein sich einmal selbständig auf die Reise machen; oft geht's ja gut. Man braucht nur ein paar Minuten zu suchen, dann hat man den Ausreißer wieder; wie oft aber ist durch unbeaufsichtigte Kinder doch schon viel Herzeleid über einzelne Familien oder ein ganzes Dorf gekommen. Denkt, so ein Bürschchen verschafft sich Streichhölzer. In der Scheune wird ein Feuerchen geschürt; im Hochsommer ist das Wasser im Dorfe knapp, Scheune um Scheune flammt auf. Dann bekommt so ein kleiner Brandstifter Hiebe; man sollte ihn eigentlich nicht strafen, die Eltern sollte man hauen, daß sie nicht mit auf eine Kinderbewahranstalt gedrungen haben.

Wie sieht so eine Anstalt aus? Wo eine Gemeinde nicht zu sparen braucht, da kann sie die Kinderbeaufsichtigung einer anzustellenden Gemeindeschwester mit übergeben. Da werden die Summen für das Lokal und die erste Einrichtung sich leicht beschaffen lassen. Nehmen wir aber einmal den schwierigeren Fall an, wo die Leute nicht recht an das „neumodische Ding“

heranwollen, das die Großeltern nicht gekannt haben, und es ist auch gegangen". Da gilt's, daß einer erst einmal was wagt. Ein Lokal wird in jedem Dorf zu beschaffen sein; überall steht ein Häuschen leer. In meiner früheren Gemeinde hatten wir eins gemietet und eine ältere Frau als Kinderlehrerin eingesetzt. Die Landesfürstin hatte hochherzig die Kosten zum Erwerb des Grundstückes gestiftet; für den Unterhalt wurde durch milde Gaben und durch den Ortsfrauenverein gesorgt; die Kinder zahlten 10 Pfennige für die Woche Schulgeld. Das spielt in einem kleinen Haushalt wohl auch eine Rolle, aber die Summe ist lächerlich gering gegenüber der Zeitersparnis, die eine Mutter dadurch hat. Am Morgen braucht sie ihre Kinder nur sauber gewaschen und ausgeflickt der Kindermutter zuzuführen; dann hat sie für den Vormittag und, wo's ganz besonders schön eingerichtet ist, für den ganzen Tag ausgesorgt. Selbst ein Süppchen als Mittagskost wird den kleinen Trabanten gewährt, und nach Tisch wird auf Kommando geschlafen. Das war immer ein reizendes Bild: Auf Matrazen lag die ganze, kleine Gesellschaft; so ein paar große Flegel von fünf Jahren wollten nicht schlafen, aber die Kleinen waren bald eingedämmert, und die Kindermama saß dabei, strickte und hat gut aufgepaßt.

Vor der Anstalt war ein großer Spielplatz; da lagen Sandhaufen, und dabei waren Bänke; bei schlechtem Wetter ging's in die große Stube; da gab's Spielsachen und viel Spaß extra. Abends um sechs war Feierabend; da wanderte die kleine Gesellschaft, jeder die Frühstücksbüchse umgetan, ehrbar zu zwei und drei nach Hause. Wenn man so eine arme, geplagte Mama sich vorstellt, wie mag es der leicht sein, wenn sie wenigstens die Sorge für ihre Kinder nicht mehr zu haben braucht.

Ja, aber die Unterhaltungskosten für die Anstalt, wird mir eingewendet. Nun, da tun sich überall Quellen auf. Der vaterländische Frauenverein, Stiftungen, auch die Feuerversicherungsanstalten unterstützen gern die Kindergärten; für die letzteren ist das einfach ein Rechenexempel; sie sagen sich, wenn 40 oder 50 kleine Brandstifter, und jedes Kind kann einer werden, den Sommer über gut beaufsichtigt sind, dann



können wir fürs Dorf auf 50 Prozent Brände weniger rechnen; also für uns ist es ein gutes Geschäft, wenn wir mithelfen, daß die Kleinen die nötige Aufsicht haben.

Und noch ein Gesichtspunkt, der auch mit in Rechnung gezogen sein will: Unsere Kleinen sind oft rechte Tyrannen. Wenn die mit andern kleinen Tyrannen zusammenkommen, da gibt es zuerst eine mächtige Hauerei; aber die Kindermutter wird schon dafür sorgen, daß wieder Friede wird. So merkt jeder leicht, auch für die Entwicklung des kindlichen Charakters ist es ein Segen, wenn die Kinderbewahranstalt abschleift und poliert. Unsere Kleinen lernen spielen, sich fügen; so ist die Kinderbewahranstalt eine gute Vorstufe für die Schule, und unsre Kinder, das ist das beste, werden in ihr selbst bewahrt an Leib und Seele. Also, was muß noch in jedem Dorf werden? Antwort: Eine Kinderbewahranstalt.

Gesunder Leib, gesunde Seele.

Gähnend und mißmutig ist der Herr Nachbar aufgewacht. Ja, warum ist denn der Schlaf wieder einmal keine Erfrischung gewesen? Da sehn wir uns erst einmal das Bett an. Die Decke ist viel zu schwer; das muß ja wie Blei auf dem armen Herrn Nachbar lasten. Also das mit dem Zudecken wollen wir erst einmal anders machen; zumal in der heißen Zeit tut's eine sauber überzogene Wolldecke ebenso. Und für die kalte Zeit taugt die Last auf dem Körper gleichfalls nicht. So mag die Frau Nachbar aus der einen Decke ihrer zwei machen, und dann geht's auch noch. Und der Strohsack! Besser aufschütteln, sage ich dazu. Alle halbe Jahre einmal neues Stroh muß sein. Dann bleibt's schön frisch und riecht nicht. Nun die Luft im Schlafzimmer: Ich will nicht verlangen, im Schlafstübchen selbst soll ein Fenster aufstehn, aber von der Wohnstube her muß frische Luft kommen. Wenn den Schläfer der direkte Zug nicht trifft, so schadet nämlich frische Luft gar nichts. So laßt ruhig bis in den Herbst hinein in der Nacht ein Fenster auf und vergeßt auch am Tage das Lüften nicht. Warum sehn im Sommer die Landleute so gesund aus? Weil

sie sich tüchtig in frischer Luft bewegen. Und warum werden die Landleute im Winter oft so bleich? Weil sie sich und ihren Stuben das Lebenselement, frische Luft so wenig gönnen.

Nun zieht sich der Herr Nachbar an; ich passe ganz genau auf. Daß auch im Sommer Unterkleidung getragen wird, halte ich für sehr vernünftig, Leinwandunterhosen für den Sommer, welche aus Wollstoff oder Parchent für den Winter. Aber das will mir nicht gefallen, daß ihr im selben Hemd, wie ihr von der Arbeit kommt, in euer Bett kriecht und morgens wieder an eure Arbeit geht. So weit kann's auch der einfachste Arbeiter bringen, daß er Tag- und Nachthemd ständig zum Wechseln hat. Eins kann immer in der Zwischenzeit auslüften. So, jetzt kommen die Strümpfe dran. Halt! Saubre Leute waschen sich nicht nur, wo man's sieht, die waschen gelegentlich auch einmal die Füße, wie überhaupt ein Bad das beste Mittel zur Erhaltung der Gesundheit ist. Wo man's aber nicht haben kann? Ja, da gibt's wenigstens eine Waschbütte und in dieser zwei Eimer warmes Wasser; die Mühe ist nicht groß, daß man sich dahinein stellt, sich ordentlich abseift und dann richtig nachspült. Doch das nebenbei!

Nun kommt die Morgenwäsche! Aber das Waschnäpfchen, Herr Nachbar, ist wirklich zu klein. Eine ordentliche Waschschüssel aus Emaille wird noch zu erschwingen sein, und frisches Wasser gibt's genug im Brunnen. Wer etwas auf seine Gesundheit gibt, soll übrigens nicht nur die Finger und die Nasenspitze naß machen, sondern soll vom Leder ziehn und an Brust und Rücken bei der Morgenwäsche auch denken. Tüchtig reiben und dann das Taghemd an! So und die Zähne? „Ja", sagt der Herr Nachbar gedehnt, „ich habe da hinten so eine garstige Wurzel: da fährt mir immer das kalte Wasser rein". „Ach, Herr Nachbar mit der Wurzel würde ich schnell fertig: Einmal an einem freien Tag geht Ihr in die Stadt und zum Zahnarzt; das braucht nicht gerade der teuerste zu sein; es gibt auch einfache Leute, Barbiere, Techniker, die das Geschäft ganz gut verstehen. Da laßt Ihr euch einmal den Schnabel nachsehen: Was raus muß, mag raus, was noch zu retten ist, das laßt plombieren: Es ist für jeden, der gesund bleiben will, einfach Pflicht, die Zähne zu pflegen. Wie kann der Magen

richtig arbeiten, wenn der Mund die Speise nicht richtig zerkaut und zerkleinert an ihn abgibt? Sonst muß ein gesunder Magen auch krank werden. Wenn die Zähne zum Kauen nicht mehr taugen, dann lasse ich mir einfach ein Gebiß machen. Natürlich vorher fragen und vereinbaren, was das kostet. Wir sind jetzt in Deutschland so weit, daß auch der einfache Mann sich ein Gebiß leisten kann, wenn er eins braucht. Künstliche Zähne sind keine Eitelkeit, das ist einfach Gesundheitspflicht. Damit aber unsere Zähne nicht vor der Zeit schlecht werden, wollen wir sie täglich pflegen. Eine Zahnbürste und etwas Schlemmkreide oder Holzkohle sind kein Kapital.

Nun kommt der Kaffee: Es schadet übrigens gar nicht, wenn darauf gehalten wird, daß sofort nach Verlassen des Bettes die Kissen und die Federdecke hübsch ausgelegt werden. Es ist sogar das einzig Richtige für den, der drin schläft und auch für das Bett, wenn dies Lüften und Auskühlen täglich ein paar Stunden dauert. Also, eben bringt die Mutter den Kaffee. Unsere Voreltern waren praktischer, die tranken früh nicht so dünnes Gesöff, Kaffee geheißen, sondern die hielten's mit einem ordentlichen Mehlbrei. Lange Zeit habe ich morgens Hafergrütze gegessen, und das hat mir immer prächtig geschmeckt. Jetzt bin ich wieder zum Kaffee übergegangen. Warum? Ich weiß es eigentlich selber nicht; aber nächster Tage befehle ich wieder: „Morgen ißt die ganze Familie wieder Grütze!“ Herr Nachbar, wenn Ihr auch etwas zu befehlen habt, sagt auch: „Fort mit dem Kaffee! Von jetzt an Grütze oder Mehlbrei oder die alte Mehlsuppe!“ Wer schwere Arbeit zumal in freier Luft leisten muß, braucht was Ordentliches in den Magen. Dünner Kaffee hält nicht vor, und weil dann Ermüdung sich zeitig einstellt, denken wir: der Schnapsbuddel muß helfen. Hätten wir am Morgen einen guten Grund gelegt, brauchte das nicht zu sein.

Jetzt soll's in den klaren, frischen Morgen hinausgehn. Die ganze Vorbereitung gegen die Kühle draußen besteht im Umwürgen eines dicken Halstuches. Hätte ich was zu befehlen, so verlangte ich vom gesundheitlichen Standpunkt die Abschaffung des Halstuches, weil es meine feste Überzeugung ist, so ein Tuch verweichlicht mehr, als es nützt. Wenn ich den Körper

schützen will, so muß ich ihn ganz schützen, am besten durch eine warme Unterkleidung, oder wenn's die Arbeit verträgt, durch Überzieher oder Mantel; grundverkehrt aber ist es, das andre alles frieren zu lassen und nur dem Hals eine wärmere Hülle zu geben.

Zum zweiten Frühstück schmeckt draußen das Stück Brot mit Wurst, aber der Schnaps dazu ist nicht nötig, Herr Nachbar! Wir wissen, daß Schnaps und Bier keine Nahrungsmittel sind, und daß die Behauptung, Schnaps wärme, auch nicht mehr zieht. Die neuere Zeit ist ja sehr streng mit dem Alkohol ins Gericht gegangen; da hat sich herausgestellt, daß der Alkohol ein Herzgift ist, das zuerst anregt, um dann erschlaffend zu wirken. Malzkaffee, Milch, Tee wärmen ebensogut und machen nicht schlapp. Fühlt man das Gift in kleinen Mengen nicht so deutlich, die Wirkung ist da, und die Wissenschaft bestätigt es.

Nun ist es Abend geworden, und es geht heim. Zu Hause schleppt der Jüngste die Socken heran. Wo aber bleiben die Strümpfe zum Wechseln? Wir sollten auch mehr auf das Wechseln der Strümpfe achten. Ist das Wetter heiß, ist ein Wechseln eine Wohltat; ist das Wetter feucht, kalt, tut's erst recht gut. Dann setzt sich Vater mit dem Pfeifchen noch eine Weile an den Ofen, der's recht gut meint. Damit nicht unnötig Holz und Kohlen verkachelt werden, schafft ein Thermometer an. 15 Grad Réaumur soll die Zimmertemperatur nicht übersteigen.

Ja so, das Pfeifchen: Das verbiete ich nicht. Es gibt zwar Kerle, die lassen den Kloben den ganzen Tag nicht ausgehn, und sie sind gesund dabei, aber das Übermaß schadet auch hier. Zum Arbeiten mag ich das Rauchen nicht, entweder es wird geraucht, oder es wird gearbeitet. Ein Arzt hat mir einmal gesagt: Zwei oder drei Pfeifen oder Zigarren am Tag schaden dem Gesunden nichts, aber den Tabak nicht Herr werden lassen! Derselbe Doktor macht jedes Jahr sechs Wochen Pause, dann fängt er wieder an. Wer das kann, bleibt Herr!

Für unsre Gesundheit wollen wir uns also merken:

1. Reinlichkeit und noch einmal Reinlichkeit: Weil wir viel anfassen müssen, haften oft Ansteckungsstoffe an unsern Händen. Durch den Mund kommen die dann in unsern Körper und machen ihn krank.

2. Reinlichkeit daher auch für unsern Mund und regelmäßige Zahnpflege!

3. Reine Luft für unsre Lungen.

4. Eine gesunde Lagerstatt für unsern Schlaf.

5. Zweckmäßige Kleidung, nicht zu warm und nicht zu dünn.

Was ich mit dem Herrn Nachbar besprochen habe, gilt auch für die Frau Nachbar und die Kinder.

Wenn Krankheit einkehrt.

Der alte Vater Schmidt war bettlägerig geworden; erst hatte er geglaubt, Erkältung und Reißen wär's; dann war der Zustand aber doch ernster geworden, und die Schmerzen hatten zugenommen. So war eines Abends der Sohn, bei dem er als Altenteiler wohnte, in die Stadt gegangen und hatte den Doktor gebeten, doch einmal nachzusehen. Der war auch gekommen, hatte sehr genau untersucht und schließlich das Leiden als Gelenkrheumatismus erkannt: Vier Wochen mindestens Bettruhe, ein Rezept, gute Pflege, leichte Kost.

So war also bei Schmidts Krankheit eingekehrt; aber die jungen Schmidt's waren gute Leute, und er hatte zu ihr gesagt, wie der Doktor wieder abgefahren war: „Unser Vater soll's gut haben.“ Denn sie gehörten nicht zu der Sorte von Söhnen und Töchtern, die denken und es auch ruhig aussprechen: Wenn die Alten nicht mehr schaffen können, dann mögen sie in Gottes Namen sterben; denn der Mensch, der nicht schaffen kann, ist auf der Welt überhaupt zu nichts mehr nütze. So hatte denn der Alte auf seinem Schmerzenslager eine gute Pflege. Aber, aber die jungen Leute hatten noch niemand gepflegt, und so behutsam sie den Patienten beim Umbetten auch anfaßten, ohne viel Jammer und Gestöhn ging's wegen der großen Schmerzen doch nicht ab. Und sie hätten's doch leicht gehabt gerade mit dem Umbetten, wenn sie was verstanden hätten: Vier Personen sind dazu nötig und ein zweites Bett. Der Kranke wird im Bettuch, worauf er liegt in das andre Bett geschafft und ruhig in dem Tuche liegen gelassen, natürlich zugedeckt. Dann wird in aller Ruhe das Krankenbett neu gemacht, auch ein neues

2*



Bettuch aufgelegt und gut mit der Wärmflasche durchwärmt. Nun packen dic vier Personen die vier Zipfel des Bettuches wieder an, heben den Kranken zurück, und ganz langsam und sorgfältig wird das Bettuch Nr. eins wieder unter dem Kranken vorgezogen. Hat der Kranke viel geschwitzt, so bleibt er am besten den ganzen Tag im zweiten Bett und wird am Abend erst wieder zurückgebettet.

So ist es eine Kleinigkeit. Aber was werden unsere Kranken oft in aller Liebe malträtiert! Da werden Betten auf den Patienten gehäuft, daß er in einem fort schwitzen muß. Dann und wann ein Schweißausbruch ist oft eine große Wohltat, aber das fortwährende Schwitzen ist ein Fehler, weil's den Kranken schwächt.

Da wird sorgfältig jedes Fenster zugehalten. Ein kalter Zug könnte dem Patienten schaden. Nein, frische Luft braucht der Körper in gesunden Tagen, braucht er vor allem, wenn er krank ist. Beim Lüften kann man's ja so einrichten, daß das Krankenbett nicht im Zuge steht, oder man hängt an einer straffen Schnur Vorhänge vor's Bett oder man deckt kurze Zeit einen Schleier übers Gesicht. Da wird in den Ofen eingekachelt, daß man einen Ochsen braten kann; gewöhnlich soll die Temperatur im Krankenzimmer 12 Grad Reaumür nicht übersteigen; aber wo findet man in unsern Bauernhäusern ein Thermometer? Kinkerlitzchen, geschmacklose Bilder eine ganze Menge, aber ein Thermometer ist wunderselten. Und wie wohltätig ist's, wenn eine große Schale kochenden Wassers in oder auf dem Ofen die Luft hübsch feucht erhält. Und endlich der viele Besuch. Manchen Kranken ist ja wegen der Langenweile und des Alleinseins ein Plauderstündchen sehr willkommen; aber wie trifft man's in vielen Krankenstuben, wo Ruhe und Stille auch Pflicht wäre. Da sitzt die ganze Bude voll und ein halbes Schock Klageweiber mitten drunter; da hat jeder eine ähnliche Krankheit miterlebt, und alle, die sie gehabt haben, sind teils gestorben, teils siech und lahm geblieben. Wo es sich um Schwerkranke handelt, gehört niemand in die Krankenstube wie Pflegerin oder Pfleger; fremde Leute sollen gefälligst fort bleiben.

Wo man's haben kann und wo sich's nur irgend ermög-

lichen ließe, sollte in jedem Dorfe eine Gemeindeschwester oder eine in einem Krankenhause ausgebildete Pflegerin der Kranken sich annehmen. So haben wir's hier: Im Kreisstädtchen ist die Station, eine Reihe von Dörfern ist angeschlossen. Da kommen dann die Schwestern im Notfall jeden Tag, leiten das Umbetten, waschen und kämmen die Patienten; letzteres muß ja immer mit besonderer Zartheit geschehen. Wo es nottut, verbinden sie auch; kurz wenn etwas vorfällt, wird die Schwester benachrichtigt, die dann sofort die ganze Krankenpflege in die Hand nimmt, das Bett vor allem richtig baut, um dem Kranken die beste Lage zu ermöglichen, und in den tausenderlei Dingen, die man den Arzt nicht gefragt hat, weil sie einem im Augenblick nicht einfallen, die richtige Auskunft geben kann. Dazu ein kleines Beispiel:

Gestern spielen Kinder in der Nähe eines Hauses, das umgedeckt wird; läuft da ein Mädel richtig zu nahe an die gefährliche Stelle, ein Ziegel saust herunter und schlägt ihm ein tiefes Loch in den Kopf. Das Kind wird blutüberströmt ins Elternhaus gebracht, eine ganze Versammlung umsteht bald die ratlose Mutter: Einer schlägt Feuerschwamm als blutstillendes Mittel vor, ein andrer hat gehört, Spinneweben wären gut. Da war's ein rechter Segen, daß die Gemeindeschwester gerade im Ort war. Die schnitt erst einmal das Haar um die Wunde fein vorsichtig mit der Schere aus ihrem Verbandbesteck ab, wusch die Wunde und die Haut darum, legte den Notverband an und blieb solange da, bis der Arzt kam. Wir wissen's alle: den Doktor holen kostet auf dem Lande mehr wie in der Stadt; darum drückt man sich, solange wie's geht. Deshalb ist es auch ein großer Gewinn, wenn die Schwester entscheiden kann, ob die Zuziehung eines Arztes geboten oder nicht notwendig ist. Kleinere Sachen, das Verbinden eines bösen Fingers und dergleichen machen unsere Schwestern selbst; in schwierigeren Fällen sind sie die gegebenen Gehülfinnen des Arztes. Sie beobachten den Kranken, helfen operieren, helfen verbinden.

Zumal in der Wundbehandlung ist noch vieles auf unsern Dörfern faul. Da gilt's erstlich einmal, gegen das Pflaster zu Felde zu ziehen. Es hat sich einer geschnitten, das Messer



war nicht ganz sauber, was geschieht da gewöhnlich? Da wird ein Pflaster aufgelegt. Falsch! Erst muß die Wunde gereinigt werden; am besten besorgt das unser Blut und dann reines Wasser. Nun fängt die Sache an, sich zu entzünden. „Ja, da muß eben die Materie rauseitern", sagt der Wunderdoktor auf dem Dorf. Falsch! Bei richtiger Wundbehandlung braucht sich gar nichts zu entzünden. Eiter ist meist ein Zeichen von Unreinigkeit in der Wunde. Es ist daher besser, wir machen die Wunde sofort nach der Verletzung rein und lassen sie sich dann normal schließen, wo ein Heftpflaster zum Zusammenhalten der Wundränder gute Dienste tut, als daß wir unreine Wunden an uns tragen, die der Körper mühsam durch Eiterbildung wieder sauber machen muß. Also eine frische Wunde mag erst ein wenig bluten, dann verbinden wir, nachdem wir sie in frischem Wasser, das in sauberer Schüssel steht, abgespült haben. Es schadet gar nichts, wenn auch eine frische Wunde sauber mit Kernseife ausgewaschen ist, dann bleibt Entzündung und Eiterung viel häufiger aus. Wenn es aber zu Eiterbildung kommt, dann tut ein Seifenbad oft Wunder. Man nimmt dazu eine saubere Schüssel mit sauberem warmen Wasser und steckt Hand oder Fuß, was nun gerade entzündet ist, hinein. Im warmen Wasser liegt ein Stück Kernseife und bleibt die Viertelstunde, die so ein Seifenbad dauert, drin liegen. Dann wird mit einem reinen Tuch vorsichtig abgetrocknet und frisch verbunden. Bei Schwären leistet ein Zugpflaster gute Dienste. Und wie das warme Bad, so wirkt zuweilen das kalte Wasser wahre Wunder; hat sich ein Riß oder eine Schnittwunde entzündet und brennt und tobt das in der Wunde, dann ein zusammengelegtes reines Taschentuch in kalt Wasser getaucht und aufgelegt, und der Schmerz ist wie weggewaschen. Auf die Kälte folgt eine wohlige Wärme, und droht der alte Schmerz wieder zu kommen, schnell das Tuch wieder in das kalte Wasser getaucht und wieder aufgelegt; wie gern macht man sich die kleine Mühe.

Sauberkeit und noch einmal Sauberkeit ist Hauptbedingung für jede Krankenpflege: In einem sauberen Bett soll der Patient liegen, sauber und freundlich soll die ganze Umgebung sein. Nicht Arzt und Medizin allein machen gesund. Es gibt

so allerlei „Imponderabilien", wie der Lateiner sehr fein sagt, nicht wägbare Dinge, die für den Heilerfolg ausschlaggebend werden können, als da sind Ersparung jeder Aufregung, der Kranke muß vor allem fühlen: Die Pflege, die du jetzt genießest, ist für die Deinen nicht Last, sondern sie möchten gerne noch mehr tun, und Sauberkeit.

Die vor allem ist notwendig für den Hebammendienst auf dem Lande. Früher war das Kindbettfieber eine Geißel der Land- wie der Stadtbevölkerung. Wir haben gelernt, daß nur Unsauberkeit die Ursache dieser tödlichen Krankheit ist. Nach ärztlicher Vorschrift haben sich die Hebammen eine ganze Viertelstunde fortgesetzt zu waschen, um ja jede Unreinigkeit von den Fingern zu entfernen, bevor sie untersuchen, und wenn sie das nicht tun, laden sie die Verantwortung für viele Leiden, ja für manches Menschenleben auf sich. Es ist kein Fehler, wenn die Angehörigen der jungen Mutter selbst aufpassen, daß die Hebamme ja reinlich ist. Blitzblank muß sie sein wie jedes Instrument, das sie anfaßt, und wie jeder, auch der unscheinbarste Lappen, den sie braucht.

Zur Sauberkeit gehört auch das trübe Kapitel der Lungenschwindsucht. Ein Siebentel aller in Deutschland jährlich sterbenden Personen fällt der Tuberkulose zum Opfer, oft deshalb weil die ländlichen Wohnungen der rechten Sauberkeit entbehren, weil Luft und Licht zu wenig in sie eindringen können.

Nach neuester Forschung wird Tuberkulose (Schwindsucht) erregt durch kleinste lebende Geschöpfe, die sogenannten Bazillen; die dringen bei der Atmung in die Lungen ein, setzen sich fest und vermehren sich riesig schnell. Und der Erkrankte hustet das Gift wieder aus, das sein Nachbar dann einatmet. Schwindsucht ist also eine ansteckende Krankheit. Ein Heilmittel, das man in der Apotheke kauft, gibt's noch nicht; und doch läßt sich die Krankheit heilen; aber bald muß man den Kampf mit dem kleinen, gräßlichen Feinde aufnehmen, und das geschieht in der sog. Lungenheilstätte. Deren Erfolg erklärt sich durch die vorzügliche Ernährung, den reichlichen Aufenthalt der Patienten in freier Luft, durch kräftigende und appetitanregende kalte Abwaschungen und durch die peinlichste Sauberkeit. Und da heißt's vor allem den Auswurf, den Träger der

kleinen Gifttierchen, zu vernichten, damit ihn der Nachbar nicht einatmet und sich aufs neue vergiftet; und so soll man's auch bei Kranken in unserer Mitte machen. Nie soll ein Schwindsüchtiger auf den Boden oder in das Taschentuch spucken, nie soll er Eßgerät oder Trinkgefäß mit uns teilen. Ein Spucknapf ist zu beschaffen, in dem immer Wasser stehn muß. Der Auswurf wird am sichersten unschädlich gemacht durch Chlorkalk oder Karbolsäure, oder am besten durch die reinigende Kraft des Feuers. Nie soll ein Schwindsüchtiger mit einem Gesunden das Bett teilen. Betten von Schwindsüchtigen müssen viel gesonnt werden, wie überhaupt der Sonne gegenüber der Tuberkulose eine mächtige Heilkraft innewohnt.

Sobald wir merken, daß etwas mit unsrer Lunge nicht stimmt, gehen wir sofort zum Arzt. Schwindsucht ist in ihren ersten Anfängen immer heilbar. Wenn schon Blutsturz und Nachtschweiße eingetreten sind, ist der Heilerfolg bereits zweifelhaft. Wenn der Arzt die Überführung in die Lungenheilstätte notwendig erachtet, sollen wir dankbar für diese Wohltat der Invalidenversicherung sein und sollen bleiben, bis wir als geheilt entlassen werden. Ein Aufenthalt unter einem Vierteljahr ist zwecklos; denn die Heilung unsrer angegriffenen Lunge braucht geraume Zeit.

Noch einmal zurück zum alten Vater Schmidt, der lag steif, ohne ein Glied rühren zu können, in seinem Bett: Da war's ein Segen, daß der Ortspfarrer mit Hilfe der Gemeinde eine Margaretenspende angeschafft und im Pfarrhaus aufgestellt hatte. Was ist das für ein Ding, die Margaretenspende? Landmann Jakobsen in Norderbrarup-Angeln hatte eine schwerkranke Tochter; die Pflege war schwierig, und er merkte am eigenen Leib, wie quälend es für die Angehörigen ist, wenn sie so einem Kranken manche Liebe antun könnten, wenn die nötigen Gerätschaften vorhanden wären. Die Tochter Margarete starb; aber Jakobsen, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, hatte aus der Krankheit viel gelernt. Alle für die ländliche Krankenpflege nötigen Gegenstände wurden von ihm zusammengestellt und in einem Schrank vereinigt, den stellte er in seinem Hause auf und nannte ihn nach seiner verstorbenen Tochter: „Margaretenspende“. In hunderten von Gemeinden

ist diese Spende schon aufgestellt. 190 Mark betragen die ersten Anschaffungskosten, 15 Mark jährlich die Unterhaltung und Ergänzung. Was aber auch alles da drin ist! Luftkissen, Wasserkissen, Irrigatoren, Stechbecken, Thermometer, Eisbeutel, Wärmflaschen u. s. w. – So ging die junge Frau Schmidt ins Pfarrhaus und holte sich, nebenbei bemerkt, ohne einen Pfennig dafür zu zahlen, alles, was sie zur Pflege brauchte. Sogar an die Klingel, womit der Kranke seine Pflegerin herbeirufen konnte, war gedacht. Und dann das Luftkissen. Bei alten Leuten ist die Gefahr des Durchliegens immer besonders groß. Wie atmete der Kranke erleichtert auf, als ihm das aufgeblasene Kissen unter den Rücken geschoben werden konnte, er lag da weicher als der Reichste in seinem Daunenbette, und mit dem Trinken war's auch so schwierig gewesen; jede Bewegung war eine Qual; wie war es da schön, als die Suppe ihm in bequemer Krankentasse gereicht werden konnte, wo er ohne einen Finger zu rühren, bequem trinken konnte.

Krankheiten verhüten ist besser als Krankheiten heilen! Zu ihrer Verhütung sind manche Mittel uns in die Hand gegeben; die wollen wir nützen. Wenn aber Krankheit über die Unsern kommt, dann wollen wir denken an das Apostelwort: Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.

Vom Alkoholteufel.

Jetzt will ich über einen Feind mit euch reden, der mehr Menschen in einem Jahre mordet als ein großer Krieg, als die blutigste Schlacht, die je geschlagen ist: Vom Alkohol! Da fallen jedem gleich ein ganzes Schock Witze und Anekdoten ein; die wollen wir jetzt beiseite lassen. Die Sache ist mir heilig ernst und muß es jedem sein, der über das Glück auf dem Lande sich Gedanken macht. „Na, ein Schnäpschen in Ehren kann niemand verwehren", wird mir da erwidert; ist's denn wirklich so schlimm? Gewiß, ich kann's euch sogar zahlenmäßig beweisen. In der Rhön z. B. kommen nach einer Umfrage auf 136 Personen, Frauen, Kinder eingerechnet, ein Säufer oder eine Säuferin; wo anders mag's noch schlimmer sein, in

seltenen Fällen ist der Prozentsatz günstiger. Was umschließt diese eine Zahl für Jammer und Elend! Immer unter 136 Personen ist eine, die dem Trunk willenlos ergeben ist, bis der Körper verfällt und ein frühzeitiger Tod so einem Saufleben ein trauriges Ende macht. Gleich noch ein paar Zahlen: Nach einer gleichfalls kürzlich gehaltenen Umfrage kommen auf den Kopf der Bevölkerung in unsern Bergen für Schnaps und Bier M. 19,46 im Jahre. Das ergibt für eine fünfköpfige Familie ausgerechnet M 97,30. Soviel verbraucht im Durchschnitt der einzelne Hausstand. Da kratzt sich nun mancher hinter dem Ohr und sagt: „Alle Wetter! Aber bei uns, da ist's lange nicht soviel". „Herr Nachbar", sage ich dagegen, „das glaube ich Euch auch erst dann, wenn Ihr mir's auch zahlenmäßig beweist. Also nehmt Euer Ausgabenbuch vor und zieht einmal da die Posten für Biergroschen, für Schnaps, für Wein zusammen, was Ihr so ein Jahr über ausgegeben habt. Glaubt mir, Ihr hättet die Summe, die zum Schluß herauskommt, nicht für möglich gehalten."

Da sagen nun die Dummen: „Das ist einmal so, und wer will's ändern?" Dagegen sage ich: „Ich will's ändern, und jeder der um die Volkswohlfahrt sich sorgt, muß mit Hand anlegen, sonst verkommt unser Volk im Trunk. So ist's denn für mich eine große Freude, daß ich euch schon da und dort von Anfängen berichten kann, wie gegen den Teufel Alkohol der Kampf begonnen hat. Noch vor nicht langer Zeit wurde jeder ausgelacht, der im Wirtshaus einen strammen Trunk nicht mittat. Jetzt ist es schon bei uns möglich, daß einer seinen Durst löscht, ohne Alkohol zu nehmen. Es gibt ja der Ersatzgetränke eine ganze Menge; leider sind sie zum großen Teil noch zu teuer, und Bier ist noch billiger. Das wird aber schon anders werden, wenn erst einmal der Kampf gegen die alkoholischen Getränke allgemeiner geworden ist und wir mehr mit dem alten Schlendrian gebrochen haben.

Eine alte Volksanschauung zählt den Alkohol unter die Nahrungsmittel. Dahin gehört er nicht. Alkohol, Spiritus ist ein Herzgift; es geht schnell in das Blut über und regt Herz und Gehirn an, betäubt dann, um schließlich eine erschlaffende Wirkung auszuüben. Also ich wiederhole nochmals:

Bier, Schnaps, Wein sind keine Nahrungsmittel, sie helfen den menschlichen Körper nicht mit aufbauen, wie Stärke, Fett und Eiweiß; sie sind nur Peitsche. So ist es auch ein Kapitalirrtum, Alkohol gebe Kraft. Nein, Peitsche ist's, und wenn wir mit der Peitsche einen Gaul zu größerer Kraftanstrengung getrieben haben, dann folgt ganz notwendig die Abspannung. Das hast du schon gespürt. Wenn du kein Gewohnheitssäufer bist, dann merkst du nach jedem großen Bier- oder Schnapsgenuß, daß Katzenjammer, Kopfschmerz, Abspannung folgen. So hüte dich vor dem Zuviel, hüte dich vor der Gewohnheit; schnell kommt's so weit, daß du das Bier, den Schnaps nicht mehr entbehren kannst, dann geht's reißend bergab!

Es gibt auf unsern Dörfern noch nicht viele; aber es gibt doch schon einige, die trinken überhaupt keine alkoholhaltigen Getränke. Zu denen gehöre ich nicht; aber ich brauche nicht zu trinken. Da können vierzehn Tage, vier Wochen vergehen, ehe ich einmal Bier trinke. Gelegentlich komme ich auch einmal ins Wirtshaus; Kaffee oder Squash, hier Quatsch genannt, oder auch Bier bestelle ich mir; je nachdem ich Appetit und Lust habe. Was die andern denken oder sagen, ist mir gleich; für mich besteht kein Trinkzwang. Wir sind selber dran schuld, daß dieser Trinkzwang auf unsern Dörfern noch besteht, weil wir uns immer von neuem ihm fügen. Und dann gleiches Maß für alle! Es ist ein Unding, wenn die Frau sich daheim schindet und der Mann im Wirtshaus sitzt, die Faust voll Karten, neben sich den Schoppen oder das Schnapsglas. Was wir von unseren Frauen, unsern Familien verlangen, das müssen wir von uns selbst fordern: Mäßig sein!

Der Alkohol ist der größte Mörder auch des Familienglückes. Anstatt daß so ein pflichtvergessener Vater in den Wirtshäusern herumsäuft, soll er besser mit seiner Frau daheim ein Plauderstündchen halten, soll er den Seinen aus dem Blätter- und Bücherschatz des Deutschen Dorfboten etwas vorlesen, oder soll er mit seiner Frau einen Gang durchs Feld machen. Das ist gesünder und auch billiger.

Damit aber eure Kinder, Herr und Frau Nachbar, später nicht Gefahr laufen, Säufer zu werden, merkt den Satz: Bier, Schnaps, Wein, den Kindern gereicht, ist

immer Gift, ist ein Verbrechen! Da gibt's so schrecklich alberne Mütter, die denken: „Ach, nur ein einziges Schlückchen!“ Denkt doch daran: Alte Säufer waren auch einmal junge Trinker. Man hat's sie auch erst gelehrt, man hat sie ermuntert, man hat sie nicht gewarnt.

Kannst du den Schnaps, das Bier nicht lassen, so sei wenigstens mäßig; aber nie laß deine Kinder trinken, bis sie das Glas Bier sich selbst verdienen. Auch dann fordere nicht zum Trinken auf!. Gib du deinen Kindern ein gutes Beispiel und leg Biergroschen und Schnapsfünfer besser an: auf der Sparkasse! Kauf Fleisch, Wurst, Speck, Brot, das gibt andre Kraft wie der Alkohol; und wenn du trinken mußt, sieh nicht auf die andern, wie die's treiben, sondern sieh auf deinen Geldbeutel und deine Familie. Mehr Segen ruht auf einer Tasse Kaffee oder Tee, die du daheim trinkst, als auf dem Glas Bier im Wirtshaus.

Ja, unsere Wirtshäuser! Gegen die ehrenwerten Wirte will ich nichts sagen, die auf Ordnung in ihrem Hause halten und Angetrunkenen, sowie notorischen Säufern überhaupt nichts ausschenken; aber die werden auf dem Lande immer seltener. Leider sind die städtischen Großbrauereien am Verschwinden des biederen Dorfwirtes mit schuld; da wird ein Dorfwirtshaus nach dem andern vom Großkapital, das in den Brauereien arbeitet, einfach aufgekauft. Dann wird so eine Sorte Wirt als Pächter eingesetzt, der kein andres Interesse hat, als möglichst viel Bier für die Brauerei in der Stadt umzusetzen. Verkauft er nicht genug Hektoliter, fliegt er bei Zeiten. So wird ganz zielbewußt die Sauferei unter der Landbevölkerung gefördert; liest man doch schon auch auf kleinen Dörfern von Bockbierfesten und Maskenbällen, veranstaltet von findigen Wirten.

Natürlich haben die einsichtsvollen Kreise dagegen Front gemacht; es fehlt auch nicht an Versuchen zu bessern. Ich denke da namentlich an die Reformgasthäuser, deren Grundgedanke ist: Das einzige Wirtshaus im Dorf darf nicht mehr Spekulationsobjekt sein, sondern muß Besitz der Gemeinde oder einer gemeinnützigen Gesellschaft werden; der eingesetzte Verwalter erhält feste Besoldung und darf an den verschenkten,

geistigen Getränken keinen Nutzen haben. Der etwaige Reingewinn wird zu Wohlfahrtszwecken, namentlich zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauches verwandt. Daß das nicht etwa nur haltlose Pläne sind, haben tüchtige Leute der Welt schon bewiesen, namentlich in Schweden und England. Aber auch bei uns in Deutschland regt es sich leise: Einzelne Gasthäuser, auch auf dem Dorf sind schon in der oben beschriebenen Weise reformiert, andere sind überhaupt alkoholfrei eingerichtet. Jedenfalls besteht in beiden Arten von Reformgasthäusern ein Trinkzwang überhaupt nicht; man kann da einkehren, kann sich dort unterhalten und braucht nichts zu verzehren.

Noch sind wir in jedem Dorfe nicht soweit; aber es ist schon viel gewonnen, wenn diese neuen Gedanken auch auf dem Lande Boden gewinnen. Dann ist Hoffnung, daß unsere Geselligkeit, die wir alle brauchen, nicht im Biere untergeht und wir auch wieder Feste feiern lernen, bei denen das Trinken nicht die Hauptsache ist.[1])

Invaliden- und Altersversicherung.

Wie waren die beiden ins Armenhaus gekommen? Das war ganz einfach zugegangen: Sechs Kinder hatten sie großgezogen und sich tüchtig geplagt. Dann war's mit dem Tagelöhnern nicht mehr gegangen, der Älteste hatte das Häuschen übernommen, die Stube hintenhinaus war der Alten Quartier geworden. Nun hatte der Älteste Pech gehabt, wie seine Saufkumpane es nannten; der Tagelohn hatte nicht gereicht, der Schulden waren immer mehr geworden, gerichtlich war mit den Alten nichts gemacht; so wurde das Häuschen zwangsweise verkauft, der Herr Sohn hatte mit seinen Kollegen noch einmal tüchtig im Wirtshaus getrunken; dann war das Wägelchen mit den Sachen der Frau nach der Stadt abgerollt. Die beiden Alten hatten mitziehen sollen; das hatten sie nicht gemocht; dann sollten sie bleiben, er könnt's auch nicht ändern, hatte der Lump von Sohn gemeint; die

[1]) Eingehender nach allen Seiten ist dies für unser Volk so überaus bedeutsame Thema behandelt in der soeben erschienenen Schrift Heinrich Sohnreys, Das Wirtshaus auf dem Lande.

andern Kinder wohnten weit. So waren die zwei, weil niemand im Dorfe sie aufnehmen wollte, ins Armenhaus gekommen, und nun beteten beide jeden Tag um ein baldiges Ende. —

So war's früher; wenn ein Arbeiter mit seiner Kraft fertig war und seine Herrschaft nicht aus Gnade und Barmherzigkeit etwas für den Alten tat, dann lag er einfach den Kindern oder der Gemeinde zur Last; und ihr wißt selbst, das ist ein jammervolles Stücklein Brot, wenn's einem jeden Tag klar gemacht wird, es wäre das Gescheiteste, wenn's bald ein Ende hätte.

Jetzt ist das Ding freilich anders. Da ist für die invaliden und alten Arbeiter gesorgt, trotzdem jeder über die Klebegesetze räsonniert: „Alle Woche immer die Abzieherei vom Lohn! Und ich habe doch nichts davon! 70 Jahre werde ich nun doch einmal nicht. Mein Vater selig ist mit 57 fertig gewesen, mein Großvater mit 51, wenn ich recht berichtet bin. Wozu also das Geld zum Fenster hinauswerfen!" — Na, da haben wir wieder ein ganzes Stück blühenden Blödsinns bei einander! Man kann's jeden Tag hören, und wenn man denkt, endlich einmal damit fertig zu sein, wupp, ist der Unsinn wieder hoch und lügt von neuem. Also, Nachbarn, seht euch doch einmal so eine Karte an! Was steht da drauf? „Invalidenversicherung." Also, ich würde von heute an nicht mehr so darüber mitschimpfen, sondern ganz stille sein, und wenn die Lust zum Zanken über das neumodische Ding wieder einmal recht stark würde, soll von heute an das Wörtchen „Invalidität" mir vor die Seele treten und mich mahnen: „Du wolltest doch stille sein; das Ding heißt ja Invalidenversicherung!" Dazu habe ich eine Geschichte zu erzählen, wie sie hin und her im deutschen Vaterlande jährlich tausende passieren:

Es war ein häßlicher Herbst gewesen, Regen und Kälte, Kälte und Regen. Die Kartoffeln waren heraus, aber die Zuckerrüben steckten noch im durchweichten Lehmboden. So war man im Regen ans Werk gegangen. Der Arbeiter Schmidt hatte tüchtig seinen Mann gestanden; abends kam er durchnäßt heim; in kaum getrockneten Kleidern ging's früh wieder hinaus. Da war er an einem Freitag abends frierend nach Hause gekommen, hatte auch im Bett trotz eines heißen Linden-

blütentees, den seine Alte gebraut hatte, nicht warm werden können, und am andern Morgen war er in allen Gliedern so zerschlagen, daß an Aufstehen nicht zu denken war. Frau Schmidt wollte es noch zwei Tage mit Hausmitteln zwingen; dann hatte der Arzt aber doch kommen müssen; der hatte etwas verschrieben und dazu ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht. Endlich war die Krisis in der Lungenentzündung eingetreten, und langsam ging's auf die Genesung zu.

Als der Doktor dann das letzte Mal da war, hatte er noch einmal ganz genau das Herz behorcht und nachdenklich gemeint: „Schmidt, dahier ist noch nicht alles im Lote. An Arbeiten ist vorderhand nicht zu denken. Ihr müßt ins Bad!" „Ja, ins Bad", hatte der mit bitterem Lachen gemeint. „Na, nur sachte", hatte der Doktor ganz gemütlich weiter geredet, „selbst bezahlen sollt Ihr das natürlich nicht. Gelt, Ihr seid doch in der Invalidenversicherung? Daß Ihr nicht arbeiten könnt, ist klar. Ehe die Versicherung Euch, wir wollen das Ding einmal ganz grob nennen, bis an Euer Lebensende füttert, probiert sie's lieber erst mit einer Badekur!"

Richtig, ein paar Wochen später kommt ein Brief an den Bürgermeister im Ort, der Kleinbauer Schmidt habe sich innerhalb acht Tagen zur Heilbehandlung im Bad Nauheim zu melden. Natürlich gab's im Schmidtschen Hause eine große Heulerei, ein paar Weiber aus der Nachbarschaft halfen wacker mit: „Sogar in ein Bad, da kommt keiner lebendig heim!" So war's ein Glück, daß der Doktor gerade vorüberfuhr; der war diesmal aber gar nicht gemütlich gestimmt, beseitigte erst einmal mit grober Rede die Klageweiber aus der Nachbarschaft und stellte sich vor das Schmidtsche Ehepaar hin: „Schmidt, er ist ein Esel, auf das Geheul da was zu geben! Übermorgen sitzt Ihr auf der Bahn oder ...." Da sagte Schmidt ganz ergeben: „Ja, Herr Doktor". — Als er nach sechs Wochen wieder heimkam, sah er blühend aus und wußte nicht genug zu erzählen, wie schön's da unten in Hessen gewesen, und wie fein er verpflegt worden sei. Vorschriftsmäßig meldete er sich beim Doktor, der sah ihn groß an: „Schmidt, seht Ihr's jetzt ein, wart Ihr ein Esel, daß Ihr nicht hinwolltet"? „Ja Herr Doktor", kam's ganz überzeugend heraus. „Na also! Nun

wollen wir noch einmal untersuchen .... Hat sich hübsch gemacht, Schmidt, aber arbeiten könnt Ihr, wenn's gut geht, ein paar Jahre noch nicht. Ich werde eine Rente beantragen. So bezog der Patient nach Beendigung des Heilverfahrens monatlich 20 M. — Das war für Schmidts recht wenig, aber doch genug, daß die Familie vor Not und Verarmung geschützt blieb, zumal auch Schmidts Vater, der früher ebenfalls Gutsarbeiter gewesen war, eine Altersrente bezog, die wenigstens teilweise mit in den Haushalt floß. Wo wäre so etwas früher möglich gewesen!

Es ist ein Fehler, wenn auf dem Dorfe einer noch nicht Gebrauch von dieser großen Wohlfahrtseinrichtung macht. Jeder Arbeiter, jeder selbständige deutsche Bauer, sofern er nicht mehr wie zwei Tagelöhner oder Dienstboten hat, sollte sich die Wohltat der Invalidenversicherung zunutze machen. Er gewinnt für den Fall dauernden Siechtums und der Altersschwäche eine Versicherung so billig, wie sie keine Privatversicherung bieten kann. Denn der Staat legt, was keine Privatgesellschaft vermag, auf jede fällige Rente jährlich 50 Mark aus seiner Tasche zu. Daß das Haushalten hilft, brauche ich euch nicht erst zu sagen. Wenn ein Vater die Wirtschaft abgegeben hat und nicht mehr so fort kann in der Arbeit, wie er gern möchte, dann braucht ihn der Sohn nicht zu unterhalten, wenn er am Monatsanfang immer auf die Post marschieren und sich seine Rente holen kann; er bringt bar Geld in den Haushalt und ist allseitig beliebt. 12 bis 18 Mark kostet das Kleben im Jahr, vor dem 40. Jahre muß begonnen sein; nach ein paar Jahren Wartezeit haben wir Anspruch auf die Wohltat der Invalidenrente, wenn uns etwas zustößt.

Das alles wird dem deutschen Bauern jahraus, jahrein viele Male gepredigt. Aber nützt's denn was? Nein! Das kommt alle Tage vor, daß beispielsweise junge Leute, die in Stellung waren, also nach dem Gesetz kleben mußten, sofort die Versicherung aufgeben, wenn dieser Zwang aufhört. Nach zwei Jahren erlischt dann der Anspruch auf eine Rente, und das Kapitälchen, das in Versicherungsmarken durch den Versicherten wenigstens zur Hälfte selbst aufgebracht ist, verfällt. „Na, ich habe wenigstens die Hälfte der Beiträge mir nach

meiner Hochzeit geschwind herauszahlen lassen, also gerettet", sagt die Frau Base. „Sehr dumm" sage ich dazu. „Hättet ihr beide, Mann und Frau, gescheit die kleine Last jährlich mit dem Kleben getragen, ihr wäret für euer Alter und für die Zeit, wo ihr nicht mehr tagelöhnern könnt, schön heraus. Die 20 Mark, die jetzt bei eurer Verheiratung zurückgezahlt sind, machen euch nicht fett; aber ihr wißt nicht, was für ein Segen eine Rente für euch, eure Familie und für die Familie, in der ihr einmal alt und abgearbeitet leben müßt, gewesen wäre.

Also wer noch nicht „klebt", soll sich das Ding recht genau überlegen, ob er nicht doch noch anfängt. Wer in der Versicherung steht, soll sie nicht leichtsinnig aufgeben. Eine Wohltat ohnegleichen sind die Versicherungsgesetze für das deutsche Dorf, und wir auf dem Dorfe ziehen draus mehr Nutzen als die Arbeiter der Stadt. Denn wir leben in frischer Luft, leben also länger. Und die Frau Gevatter mitversichern! Glaubt mir's, ihr schafft euch damit ein Altenteil, das euch kein Mensch streitig machen kann.

Die Kochschule.

Ich sitze an meinem Schreibtisch und sehe auf die Uhr: Gleich ist's 9, jetzt müssen die Mädchen bald kommen; richtig, da klingt auch schon die Haustür. Dies Jahr sind es ihrer sechs Konfirmandinnen. Geschwind wird abgelegt; jetzt höre ich, wie in der Küche ein Morgenlied gesungen wird. Nun betet die Frau Pfarrer mit ihnen; und dann geht's frisch ans Werk. Ich weiß, heute gibt's Wirsing mit Rindfleisch und Kartoffeln. Denn gestern war ich dabei, wie die Kochschulvorsteherin den jedesmal wechselnden, beiden Einkäuferinnen Auftrag und Geld für zwei Pfund Rindfleisch gab. Heute morgen haben zwei den Bedarf an Wirsing aus ihrem Elternhause mitgebracht, eins hat ein Töpfchen saure Sahne, eins Kartoffeln gestiftet. Jetzt wird besprochen, wie man das Fleisch aufsetzt, wann kalt, wann mit kochenden Wasser; da wird über das Abgießen des Gemüses verhandelt, schließlich wird das ganze Kochrezept noch einmal wiederholt. Und nun geht die praktische Arbeit an.

Zwei Mädchen sind verantwortlich für das Kochen und den Herd, zugleich putzen sie Gemüse und schälen Kartoffeln. Zwei haben sich die gesamten Lampen im Hause zusammengeholt und üben sich im Reinigen und Blankmachen. Nun ist das Mittagessen angesetzt, die beiden Köchinnen putzen Messer und waschen auf, während die letzten zwei schon lange auf dem Vorsaal zum Bügeln angestellt sind. In voriger Kochstunde, die im Winter jeden Dienstag stattfindet, hatten zwei Schülerinnen die schmutzigen Kochschulschürzen gewaschen. Nun versuchen sie sich mit dem Bügeleisen, und man merkt's an ihrem Eifer, es macht ihnen Freude. So ist die ganze Gesellschaft immer in Tätigkeit, und die Hausfrau geht von einer Gruppe zu andern, lehrt, wehrt, zankt, lobt, je nachdem.

Inzwischen ist das Essen gar; geschwind werden die Lampenputzerinnen noch zum Tischdecken herangezogen. 6 Schülerinnen, unser Dienstmädchen, 3 Kinder und wir beiden Alten macht zusammen 11 Personen. Also 11 Personen essen sich satt, und für 11 Personen wird je ein Groschen in die Kochschulkasse gezahlt. Das langt diesmal nicht für den Fleischeinkauf, aber dafür hatten wir in voriger Woche, wo es kein Fleisch gab, auch Überschuß; so geht's abwechselnd das ganze Halbjahr. Also im Eßzimmerchen nimmt die Gesellschaft um den großen Tisch Platz; Frau Pfarrer hat hierbei viel noch zu erinnern, daß alles nach Vorschrift und Regel aufgelegt wird. Jetzt tragen auch die beiden Köchinnen auf. Zuerst wird gebetet und dann das Fleisch verteilt. Wenn zwei Pfund unter 11 zu teilen sind, wird die einzelne Portion nicht allzugroß. Das macht aber nichts, denn vom Gemüse ist reichlich da. Selbst über dem Mittagessen hört die Schule nicht auf; denn nun nimmt der Pfarrer das Wort und zeigt, wie man anständig essen muß, manierlich links und rechts mit Gabel und Messer. Zuerst sieht das bei mancher Schülerin recht ungeschickt aus, aber bald lernen's alle und greifen wacker zu. Sehr lange wird nicht bei Tisch gesessen; bald ist die ganze Gesellschaft wieder zur Arbeit aufgestanden. Zwei bringen das Eßzimmer wieder in Ordnung und bereiten zur Konfirmandenstunde vor, die übrigen stürzen sich auf die Küche, wo unter Aufsicht von der Pfarrfrau aufgewaschen, Herd und Fußboden sauber ge-

macht, Holz geholt und die Küche wie geleckt gegen ½3 abgegeben werden muß.

Die letzte halbe Stunde bleibt der schriftlichen Arbeit vorbehalten; das Heft unserer Kochschülerinnen für diesen Tag sieht ungefähr so aus:

VI. Kochschultag am 10. XII. 1903.

Köchinnen: 1. Martha Schulz.
2. Frida Möller.

Küchenzettel: Rindfleisch und Wirsing.

Einnahme:		Ausgabe:	
Geld von 11 Personen	M. 1,10	2 Pfund Rindfleisch	M. 1,40
Zuschuß aus der Kasse	„ 0,30	Kohl u. Kartoffeln geschenkt	—
Summe	M. 1,40	Summe	M. 1,40

Dann folgt das Kochrezept: Das müssen die Schülerinnen erst selbst noch einmal erzählen, worauf es nach dem Diktat der Lehrerin niedergeschrieben wird. Gegen 3 Uhr ist diese Arbeit beendet.

Hier ist die Kochschule als Unterrichtsfach behördlich für die Konfirmandinnen genehmigt. 10 Pfennige zahlt jedes Kind für den einzelnen Unterrichtstag; dafür erhält es ein gutes Mittagsbrot. Die Kosten für notwendige Anschaffungen, Schürzen, Wäsche, Teller wurden aus einem Geschenk bestritten, das aus Mitteln des Frauenvereins unser Gemeinde zum Zweck einer Kochschulgründung überwiesen worden war. Die andern Gerätschaften werden aus unser Wirtschaft entnommen, wie ja auch der Unterricht in der Küche des Pfarrhauses stattfindet. Daß damit Unbequemlichkeiten und Anstrengungen verbunden sind, wird gerne zugegeben werden, aber die Freude über den Fortschritt im Unterricht ist auch etwas wert, und die Lust und der Eifer der Kinder ist köstlich. Auch den Gesichtspunkt muß man berücksichtigen, daß naturgemäß die Pfarrfrau durch die Kochschule vor allem den Weg zu dem Herzen der Kinder findet.

Fertig ausgebildet werden die Mädchen durch den einen Wochentag Kochschule natürlich nicht; das wissen wir selbst. Aber gewonnen ist doch etwas, wenn unsere Kinder lernen, sich in eine fremde Häuslichkeit zu schicken, wenn sie im fremden

Haushalt Reinlichkeit und Ordnung üben. Etwas bleibt doch hängen! Kommen sie unter fremde Leute, der Übergang durch die Kochschule ist schon vorbereitet; bleiben sie daheim, so schadet's ihnen nichts, wenn sie in einem fremden Hause gesehen haben, wie man's dort treibt, und der Vergleich mit den eignen Verhältnissen bleibt naturgemäß nicht aus. Wer weiter etwas für die wirtschaftliche Ausbildung der Tochter tun will, bringe sie in eine Haushaltungsschule. Inzwischen aber tue jeder, was er kann, damit in jedem deutschem Dorf werde: die Kochschule für unsre Konfirmandinnen.

Kochkunst.

„Was braucht der Mensch als tägliche Nahrung?"

1. das Eiweiß, nicht nur im Weißen des Hühnereies eingeschlossen, auch in der Milch, im Käse, im Fleisch, im Fisch;

2. das Fett, enthalten im Fleisch, in der Butter, in den Ölen, in der Milch;

3. die Kohlehydrate, sich findend in der Stärke, im Mehl, im Brot, in den Hülsenfrüchten, im Obst.

Das braucht der Körper, und wenn wir unsre tägliche Nahrung überdenken, so werden wir gewahr: Unbewußt haben wir diese drei Dinge jeden Tag schon genossen. Wir essen ein Stückchen Fleisch oder Wurst, da spielen das Eiweiß und das Fett die Hauptrolle, wir essen ein Stück Butterbrot, da genießen wir Kohlehydrate und Fett.

Soviel von den Bestandteilen unsrer Nahrung! Nun etwas vom Kochen: Was verstehen wir denn unter Kochen? Kochen heißt die in unsern Nahrungsmitteln enthaltenen Nährstoffe aufzuschließen und sie für den menschlichen Körper genießbar und schmackhaft zuzubereiten. Bei einzelnen Nahrungsmitteln haben wir das nicht nötig, beispielsweise bei Milch, bei Butter und bei dem frischen Obst. Andere müssen erst gekocht werden, um genießbar zu sein, will heißen: Die Aufschließung der im Nahrungsmittel enthaltenen Hauptbestandteile Eiweiß, Fett, Kohlehydrate ist vollzogen, wenn unser Essen gekocht oder gebacken, wenn es gar ist.

Allererst einmal die Kochgefäße: Unsre Großeltern kochten in soliden Tontöpfen; da kam immer gelegentlich einmal ein freundlicher Rattenfallenmann vorbei, der das Geschirr sauber einstrickte. Das gab dann ein ganz haltbares Werk. Unsre Hausfrauen sind jetzt mehr zu Emaillekochtöpfen übergegangen. Man ist allerdings in neuerer Zeit gegen dies Geschirr mißtrauisch geworden, weil man die sich bedenklich mehrenden Blinddarmentzündungen der abgesprungenen Emaille in unsern Kochtöpfen mit zuschreibt. Sei dem, wie dem wolle, wenn wir nicht mehr die eingesponnenen, irdenen Töpfe zum Kochen verwenden, dann wollen wir nur die beste Emaille uns kaufen, nicht Ramschware, wie sie in sogenannten Ausverkäufen und auf Jahrmärkten uns geboten wird. Das Teuerste ist auch hier das Billigste!

Nun zu dem, was wir kochen wollen: Ein Fehler der ländlichen Küche ist ihr bedenklicher Mangel an Abwechslung. Also um Himmels willen nicht heute Kartoffelsuppe mit Speck und morgen Speck mit Kartoffelsuppe, und im Sommer in der Ernte nicht jeden Tag Kaffee und Kuchen zu Mittag! Darauf sollte jede verständige Hausfrau halten, daß auch in der eiligsten Zeit ein warmes Mittagsgericht zubereitet wird, was uns die Kochkiste jetzt mit Spaß ermöglicht. Also Abwechslung müssen wir schaffen; die gehört zur gesunden Ernährung, und bei etwas gutem Willen läßt sich auch eine große Mannigfaltigkeit von Gerichten herstellen, beispielsweise nehmen wir einmal die Kartoffel an. Was lassen sich da für schöne Gerichte schaffen:

1. Rohe Kartoffelklöße, 2. gekochte Kartoffelklöße, 3. Kartoffelpuffer, 4. Bällchen aus gekochten Kartoffeln, in der Pfanne gebacken, 5. rohe Kartoffelscheiben in Fett gesotten, 6. gekochte Kartoffeln, in Speck gebraten, Bratkartoffeln, 7. geschälte Kartoffeln gekocht, 8. gekochte Kartoffeln in der Schale, 9. Kartoffelsuppe, 10. Kartoffelstückchen, 11. Kartoffelstückchen sauer, 12. Kartoffelstücken in Wurstsuppe, 13. Kartoffelbrei, 14. gestovte Kartoffeln mit Zwiebel, 15. Rahmkartoffeln, 16. Prinzeßkartoffeln, 17. Kartoffelsalat mit Essig und Öl, 18. Kartoffelsalat mit Rahm, 19. Häringskartoffeln, 20. Äpfel mit Kartoffeln, 21. Kartoffelkuchen, 22. Kartoffelpastete mit Kohl, 23. Schinkenkartoffeln, 24. Kartoffeln mit Buttermilch, 25. Kartoffelnudeln.

Also ein Viertelhundert verschiedene Gerichte allein aus der Kartoffel.

Oder Eiergerichte:

1. Gekochte Eier, 2. Eier auf Speck, 3. Rührei, 4. Nudeln, 5. Senfei, 6. Eierkuchen mit Fleischfülle, 7. Eierkuchen mit Obst, 8. Eierschmarren, 9. Eierbier, 10. Zuckerei, 11. Windbeutel, 12. Eierpudding mit Obst.

Oder Schinkengerichte:

1. Roher Schinken, 2. gekochter Schinken, 3. gebackener Schinken, Klopfschinken genannt, 4. Schinken mit Nudeln, 5. Schinkenpfannkuchen.

Oder von Rauchfleisch:

1. gekocht mit Sauerkraut, 2. mit Kohlrüben, 3. mit Erbsen, 4. mit Bohnen, 5. mit Linsen, 6. mit Tunke (Sauce) von Meerrettich, 7. von Zwiebeln, 8. von Senf, 9. Rauchfleisch gebraten mit Kartoffeln, 10. mit Salat.

Oder von Rindfleisch:

1. gekocht mit Wirsing, 2. mit Weißkohl, 3. mit Kartoffelstücken, 4. mit Reis, 5. mit Graupen, 6. mit Gries, 7. mit Tunken (Saucen) von Senf, 8. von Rosinen, 9. von Tomaten, 10. von Meerrettich, 11. von Zwiebeln, 12. von Pflaumenmus, 13. Rindfleisch als Schmorbraten gemacht, mit Kartoffeln und Sauce als Beilage, 14. mit Reisbrei, 15. mit Salat, 16. mit Wirsing, 17. mit Rotkraut, 18. mit gekochtem Obst. Dann diese ganze Reihe Gerichte mit frischem Schweinefleisch; ebenso sind Kaninchen und Geflügel zu brauchen als Suppe, als Kochfleisch, als Ragout und als Braten.

Jetzt kommen die Milchgerichte:

1. Milchsuppe mit Mehl, 2. mit Gries, 3. mit Nudeln, 4. mit Reis, 5. mit Kartoffelmehl, 6. mit Buchweizengrütze. Dann 7.—12. dieselben Gerichte dick als Gemüse gekocht, 13. Buttermilchsuppe, 14. Buttermilch mit Kartoffeln, 15. saure Milch mit Zucker und Brot, 16. Milch und rote Grütze.

Schließlich noch einige Obstgerichte: 1. Geschmortes Obst, 2. Apfelmus, 3. Obstkuchen, 4. Obstsäfte, 5. Obstgelee, 6. getrocknete Äpfel, 7. Äpfel und Kartoffeln, 8. Äpfel mit Schmalzgrieben, 9. Bratäpfel, 10. Apfelpfanne, 11. Apfelreis, 12. Birnen und Mehlklöße, 13. Kirschpfanne, 14. Kirschsuppe, 15. unreife Stachelbeeren geschmort, 16. Rhabarberkompott, 17. Rhabarbersuppe, 18. getrocknete Pflaumen, 19. Pflaumenmus, 20. Birnenmus, 21. Apfelmarmelade.

Aus vorstehender Aufstellung, die keineswegs erschöpfend sein soll, sehn wir, was für eine große Abwechslung sich schaffen läßt, wenn man nur den guten Willen hat.

Zur Herstellung dieser Gerichte merken wir uns erstens einmal, daß wir nichts verschwenden wollen. Es wäre Torheit, Fleisch zu kochen und die Brühe wegzugießen. Woher stammt eigentlich die dumme Gewohnheit, das Gemüse nach dem Abkochen erst einmal abzugießen. Die beste Kraft und die so wichtigen Nährsalze verschwenden wir dadurch. Also, von jetzt an werden die Gemüse nicht mehr abgegossen!

Weiter wollen wir daran festhalten, daß wir nichts kaufen wollen, was wir selbst ziehen, selbst bereiten können. Das gilt besonders von unsern Gemüsen: Unsre Gärten müssen für unsre Küche noch viel ertragreicher gemacht werden. Weiter denke ich an das Selbstbereiten der Nudeln. Hierzulande kauft kein Mensch Nudeln: Da wird einfach in einer Schale das mit etwas Milch verrührte ganze Ei oder ein paar Eier unter langsamem Zusatz von Weizenmehl zu einer dicken Masse verrührt. Dann stäubt man Mehl auf ein Kuchenbrett, knetet den Teig nochmals unter weiterem Zusetzen von mehr Mehl durch und rollt die Masse mit der Kuchenrolle dünn aus; dann läßt man die ausgerollte Platte auf beiden Seiten etwas antrocknen, aber nicht zu viel, sonst brechen die Nudeln, und schneidet fein für Suppennudeln, breit als Maccaroni für Nudelgemüse. Das ist keine große Arbeit, und wir wissen dann wenigstens, was drin ist; bei den gekauften können wir's nicht wissen; denn gelbe Farbe ist noch lange kein Ei. — Weiter sollen wir besser mit unserm Obst wirtschaften. Im Herbst haben wir's manchmal überreichlich. Da ist es nun grundfalsch, wenn alles in ein paar Wochen weggeputzt ist, und wir dann im Frühjahr, in der obstarmen Zeit, zum Kaufmann gehn und getrocknete Apfelschnitte oder Pflaumen kaufen, die wir selbst hätten trocknen können. Schließlich denke ich an Käse und an den sauren Rahm. Wo die Kuh oder die Ziege Milch liefert, muß die Hausfrau die Käsefabrikation selbst in die Hand nehmen; wieviel Gerichte lassen sich aus ein paar guten Käsen schaffen. Endlich der Rahm: Hier bereiten sie aus saurem Rahm einen vorzüglichen Salat von Kartoffeln, auch von grünem Salat. Hier kauft kein Mensch Essig und Öl, der selbst eine Kuh im Stalle hat.

Was wir nicht selber ziehen können, müssen wir kaufen.

Da sind erstens einmal die Trockengemüse Reis, Gries, Graupen; daher gehört dann vor allem der Zucker. Die Zeiten sind vorbei, wo man den Zucker einfach als Näscherei ansah. Die Wissenschaft hat uns gelehrt, daß der Zucker ein Nahrungsmittel von besonderer Güte und Kraft bildet. Soweit sollten wir kommen, daß auch die Arbeiterfamilie ihren Zuckerhut in der Speisekammer hätte, und daß sie ihren Zuckerbedarf nicht mehr pfundweise, sondern im ganzen deckte; denn so ist es viel billiger.

Zucker ist Nahrungsmittel, kein Gewürz; das kann man von den andren Würzen unsrer Speisen nicht sagen. Es ist gesundheitlich wichtig, nicht zu scharf zu würzen; beispielsweise ist bei uns im Hause der Pfeffer gar nicht Mode, und es geht ganz gut! Auch nicht zu viel Salz, weil dadurch unnützerweise das Durstgefühl gesteigert wird! Passieren mag noch die Zwiebel, aber die andern können mehr oder weniger entbehrlich werden, weil sie als ungesunde Reizmittel, namentlich für unsre Kinder, wirken.

Für das Kochen gehört in jedes Haus eine Kochkiste!

Wenn wir gekocht haben, wollen wir das Essen nie im Kochtopf stehen lassen; das säuert und ist ungesund, weil namentlich der Emaille nicht zu trauen ist. Es ist ja auch nicht viel mehr Arbeit, eine Schüssel zu nehmen und drin die Reste gut zugedeckt zu verwahren, die wir im Sommer einen, im Winter zwei Tage aufheben wollen, länger nicht!

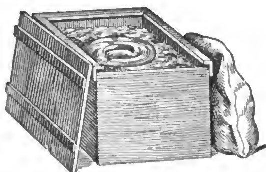
Im übrigen soll man nicht vergessen, daß uns Gott neben dem Geschmack und dem Gesicht einen guten Prüfstein in unsrer Nase gegeben hat. Was auch nur eine Spur dumpfig oder sauer oder verdorben riecht, ist selbstverständlich vom Kochen auszuschließen.

Schließlich noch etwas über das Schmälzen. Das Palmin ist das sparsamste und billigste Fett; die Pfundplatte kostet 65 Pfennige. Zum Braten eignet es sich vorzüglich, wenn es auch den einen Fehler hat, daß es nicht bräunt. Wir tun daher gut, wenn wir uns einen sogenannten Fettopf einrichten. Da hinein kommt 1 Pfund Palmin, 1 Pfund Schweineschmalz und etwas Rindstalg oder Butter; alles wird erst in der Pfanne aufgebraten und durchgeglüht. So kann man das

Palmin auch zum Schmälzen der Suppe verwenden. Zum Herstellen von Kuchen und Gebäck ist es in unserm Haushalt schon seit Jahren eingeführt.

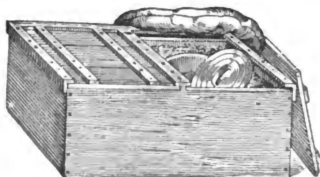
Die Kochkiste.

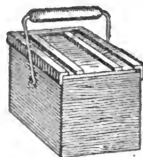
Ihr wißt selbst, im Sommer ist es manchmal mit der Kocherei nicht so weit her und kann's auch nicht sein; denn die Arbeit draußen drängt, und das Heu muß heute noch herein. So wird eben einmal nicht gekocht; und Kaffee, Brot, saure Milch und ein ordentliches Stück Schinken oder Wurst lassen einen schon die warme Mittagskost entbehren. Wenn das aber jeden Tag in der Ernte so wochenlang fortgeht, dann merkt's der Körper doch. Außerdem ist es ein ganzes Unding, daß gerade in der Zeit, wo der Körper die schwerste Arbeit leisten muß, es mit der Ernährung am schlechtesten bestellt ist. Da soll und muß die Kochkiste helfen.



Eine Kochkiste? Wie sieht die denn aus? Na, das ist eine ganz gewöhnliche Kiste, wie man sie beim Kaufmann für ein paar Groschen kauft; um Maße anzugeben: ungefähr einen Meter lang, einen halben Meter breit und einen halben Meter hoch. Da machen wir erst unten auf dem Boden eine ordentliche festgestopfte Heuschicht hinein. Nun nehmen wir zwei Töpfe, am besten Emaillegeschirr mit gut schließendem Deckel ohne jeden Absatz. Dann setzen wir auf einen Pappkarton den Topf, ziehn mit dem Bleistift den Boden nach, schneiden den aus, und mit der Seitenfläche der beiden Töpfe machen wir's auch so. Nun sucht die Frau Nachbar aus ihrer Flickenkiste einige Stücke Tuch; damit wird der ausgeschnittene Pappdeckel übernäht, ebenso die Seitenbahn. Wenn wir soweit sind, nähen wir den überzogenen Boden und das überzogene Seitenteil zusammen, so daß ein richtiges Futteral für den Kochtopf entsteht. Wenn wir's bei beiden Kochtöpfen soweit haben,

setzen wir sie in ihre Futterale; die bringen wir nun in die Kiste, so daß zwischen Kistenwand und Kochtopf möglichst viel Raum bleibt. Nun stopfen wir bis zur Höhe der Futterale rings um die Kochtöpfe ordentlich Heu. Zwischen dem oberen Rand des Kochtopfs und Kistendeckel bleibt noch ein handbreiter Zwischenraum. Nun brauchen wir noch zwei Stücke altes Tuch, beide so groß wie die Kistenöffnung. Das eine Stück wird zur Auspolsterung des Deckels verwandt; der trägt in unsrer Kochkiste ein Heupolster von 25 cm Dicke; da haben wir erst mit Stiften auf drei Seiten das Tuch angenagelt, dann ordentlich Heu hineingestopft und auf der vierten Seite





Tragbare Kochkiste
mit 1 Topf, enth. 1 Liter.

gleichfalls mit Drahtstiften geschlossen. Das andre große Tuchstück nageln wir am obern Rand der Kiste fest, schneiden, wo die beiden Kochtöpfe stehn, kreuzweise in das Tuch eine Öffnung und vernähen Topffutteral und Tuch. Natürlich wird überall noch ordentlich Heu nachgestopft und dann an den Seiten das Tuch weiter am Kistenrand festgenagelt. Das macht eine Kleinigkeit Mühe, aber dann haben wir's auch schön. Nun machen wir mit Lederstreifen oder Scharnieren den gepolsterten Deckel an der Kiste fest, schrauben vorn noch Haken oder Klammern an, damit das Werk fest geschlossen werden kann, und freuen uns über unsere fertige Kochkiste.

Heute wollen wir miteinander Erbsen und Speck kochen. Die Frau Gevatter hat die Erbsen gestern schon eingeweicht; früh werden geschwind ein paar Kartoffeln geschält, Speck und Zwiebeln sind auch schnell gebräunt; dann wird das Ganze auf dem Herd eine halbe Stunde tüchtig durchgekocht. Das kann geschehen, wenn wir früh unser Vieh füttern oder den Kaffee kochen. Wenn man's eine halbe Stunde hat kochen

lassen, nimmt man's vom Feuer, sieht auf der Unterseite nach, daß keine Funken mehr am Topfe hangen und setzt nun den gut verschlossenen Kochtopf in die Kiste, macht den Deckel fest zu und kann nun sicher sein: das brennt nicht mehr an. Jetzt kann man seelenruhig seiner Hantierung nachgehn; das Herdfeuer braucht nicht weiter zu brennen; jedes Nachsehn und Umrühren stört den Kochprozeß. Wenn dann mittags die Frau Gevatter vom Felde heimkommt, findet sie ein vorzüglich gargekochtes Erbsensüppchen in der Kochkiste vor, und wenn sie denkt, das Zeug ist kalt, dann kann sie sich getrost noch den Mund beim Probieren verbrennen. Haupterfordernis bleibt, daß die Speisen auf dem Feuer erst gut angekocht werden. Die Zeiten für das Ankochen sind verschieden. Die Erfahrung hat folgendes herausgefunden:

	Ankochzeit Minuten
I. Suppen.	
1. Gerstensuppe	20—30
2. Grünkernsuppe	20
3. Reissuppe	5
4. Hafergrützsuppe	10
5. Griessuppe	3—5
6. Sagosuppe	3
7. Geröstete Weckmehlsuppe	3—5
8. Mehlsuppe	5
9. Kartoffelsuppe	10
10. Bohnen-, Erbsen- und Linsensuppe	30
11. Teigwarensuppe; Nudeln, Eiergerste, Sternchen,	3—5
12. Fleisch-, Knochen- und Wurzelbrühe	30—45
13. Suppen aus Suppentafeln und Erbswurst	5
14. Leber- und Milzsuppe	5
II. Fleischspeisen.	
1. Gekochtes Fleisch	30—45
2. Gedämpftes Fleisch	30
3. Braten	30—45
III. Gemüse.	
1. Hülsenfrüchte	30
2. Sauerkraut	45
3. Rotkraut, Bayerisches Kraut	45
4. Kartoffelgemüse (Rahmkartoffeln und saure Kartoffeln)	10

		Aufkochzeit Minuten
5.	Reisgemüse	5
6.	Kastanien	15
7.	Maccaroni	10
	Alle Gemüse, die roh in den Beiguß gegeben werden, wie z. B.	
8.	Gelbrüben	45
9.	Grüne Bohnen	30
10.	Kohlrabi	20
11.	Stiel- und Dorsengemüse	20
12.	Erbsen	15
13.	Schwarzwurzeln	45–60
	IV. Kartoffelspeisen.	
1.	Schalenkartoffeln	10
2.	Salzkartoffeln	10
3.	Kartoffelgemüse (Rahmkartoffeln und saure Kartoffelblättchen)	10
4.	Kartoffelsuppe	10
	V. Mehl-, Milch- und Eierspeisen.	
1.	Reisbrei	5
2.	Griesbrei	3
3.	Mehlbrei	1–2
4.	Nudeln	3–5
5.	Maccaroni	5–6
	VI. Obst.	
1.	Dürrobst	15
2.	Frisches Obst	5–10
	VII. Verschiedenes.	
1.	Zwiebelbeiguß	5
2.	Saurer Beiguß	5

u. s. w.

Aus der ganzen Liste hebe ich besonders noch hervor: Schalenkartoffeln 10 Minuten. Wahrscheinlich schafft sich die Frau Nachbar genau so wie wir im Herbst zwei Schweinchen an, wenn die Kartoffeln besser geraten, als voriges Jahr. Dann bauen wir uns, das steht jetzt schon fest, eine zweite Kochkiste für einen großen Kartoffeltopf. Darin wird das Futter für unsere Schweine gekocht. Das hat einmal den Vorteil, daß man nicht soviel Feuerung verkachelt, denn Feuerung kostet auch Geld, und dann hat man jedesmal zur Futterzeit warme

Kartoffeln. Man kocht einfach bei sonstigem Feuern die Schweinekartoffeln mit an, und die Kiste macht's fertig und hält außerdem das Futter warm, bis wir's brauchen. Ja die Kochkiste ist ein großer Wohltäter. Wir können ruhig aufs Feld, die Kochkiste macht's schon, und wenn auch in der schwersten Arbeitszeit dem Herrn Gemahl ein gut gekochtes Mittagbrot geboten werden kann, dann ist er noch einmal so nett, und das gehört auch zu dem Glück auf dem Lande.

Zum Schluß sei noch hingewiesen auf die drei beigegebenen Abbildungen. Sie stellen eine Kochkiste für einen, eine solche für zwei Töpfe und eine tragbare Kiste dar und sind fertig zu beziehen von Herrn von Arnim in Sophienreuth bei Rehau in Bayern, der umfangreiche Holzindustrie betreibt und in der Lage ist, die Kisten billig abzugeben. So kostet die tragbare Kiste, welche einen Topf für 1 Liter Inhalt hat, 3,50 Mark.

Krankenkost.

Wenn ich mir den Magen verdorben habe und es wieder sachte aufwärts geht, gibt's bei uns regelmäßig Krakehl. Meine Frau will mir mit süßen Reden allerlei Krankenkost beibringen, ich aber bleibe fest und sage: Die alte Medizin ist bewährt; ich bin noch jung, da hilft am besten der Hunger. Will einmal der wetterwendische Gesell, Magen geheißen, nicht parieren, dann lasse ich ihn einfach gehn und denke: Freundchen, du kommst mir schon! Dann dauert's eine kurze Weile, und es kommt wirklich und windet sich vor Hunger. Dann fange ich fröhlich wieder an zu essen. Aber, bei Magenverstimmung ist die beste Krankenkost eine Hungerkur; höchstens ein mageres Wassersüppchen, etwas Semmel, etwas Butter und Salz, wird mit kochendem Wasser gebrüht.

Natürlich muß bei ernsteren Erkrankungen der Arzt die Ernährungsfrage regeln. Pflicht der Eltern ist es da, genau aufzupassen, — ein ordentlicher Arzt weiß in der Krankenkost und Krankenküche auch Bescheid – und dann nicht um ein Haar breit von der Vorschrift des Arztes abzugehn. Leider Gottes

erlebt man da oft ganz tolle Sachen. Kindern, ungezogenen Bälgen wird der Mund mit Zuckerzeug gestopft, wo jede Süßigkeit Gift ist; überhaupt glaubt man, Kranken, die einen Wunsch äußern, nichts versagen zu dürfen. Bekannt ist die Gefahr der Darmzerreißung bei Kranken, die den Typhus, das sogenannte Nervenfieber, gehabt haben. Ich weiß Fälle, wo ein Stückchen Wurst solchen Kranken gereicht direkt die Todesursache gewesen ist. Darum: der Arzt hat in der Krankenkost das letzte Wort, und was er bestimmt, wird auf das Tüpfelchen genau gehalten.

Wenn der Kranke kräftig leben soll, müssen wir zuerst für gute Fleischbrühe sorgen; die wird auch von einem angegriffenen Magen noch aufgenommen. Dabei merken wir eine alte Regel: Will ich gute Brühe haben, setze ich das Fleisch kalt auf, will ich saftiges Fleisch, setze ich's kochend auf. An Fleischsorten steht in der Krankenkost an erster Stelle gutes Rindfleisch, erst danach Geflügel, auch Kalbfleisch; Hammel und Schwein geben nur eine leidliche Brühe. Haben wir kein frisches Fleisch und müssen wir doch schnell Fleischbrühe schaffen, kaufen wir ein Büchschen Fleischextrakt. Da bekommt man für sein Geld wenig, es gibt aber eine ganze Masse her. Eine Messerspitze in einen Teller kochendes Wasser mit wenig Salz, macht sie gut und kräftig. Haben wir Fleischbrühe, ziehn wir sie, um sie nahrhafter zu machen, noch mit einem Ei ab, das heißt in die heiße Brühe, die vom Feuer abgenommen ist, wird ein ganzes Ei schnell verquirlt. Gegen ein wenig Gewürz und Wurzelwerk ist nichts zu sagen, für gewöhnlich soll die Krankost jedoch möglichst reizlos gekocht werden.

Die Macht der Krankheit ist gebrochen, das Fieber geschwunden; der Doktor hat ein recht zufriedenes Gesicht gemacht und beim Weggehn gemeint: Nun aber rein in den Patienten, was rein will! Da denken wir daran, daß Eier auf dem Lande billig sind; das Ei hat einen hohen Nährwert; also sehn wir zu, dem Patienten möglichst viel davon beizubringen. Bekannt ist, daß hartgekochte Eier schwer im Magen liegen; also für die Krankenkost verwenden wir nur weichgekochte oder rohe Eier. Früh zum Kaffee gibt's ein Zuckerei: In einer Tasse wird ein Eigelb mit ungefähr 3 Eßlöffel klarem

Zucker geschlagen, bis es eine schlammige Masse giebt. Statt Milch zum Kaffee genommen, wird das jedem Kranken bekommen. Zum Frühstück gibt's 2 weiche Eier, 3 Minuten gekocht. Haben wir kein Fleisch im Hause, muß zu Mittag ein Rühreі helfen. 2 Eier werden mit 2 Eßlöffel Milch gequirlt und mit etwas Butter oder Fett in der Pfanne gebacken, bis das gerührte Ei anfängt zu erstarren. Nachmittags gibt's wieder Zuckerei und abends Ei mit Speck in der Pfanne. Und nicht den Eierkuchen vergessen. Gebt acht, der Patient nimmt sichtbar zu, wenn er die Eier nicht bald satt bekommt.

Darum müssen wir eben sehn, wie Abwechslung zu schaffen ist. Etwas Schinken fein gewiegt oder geschabt, wird von dem schwächsten Magen vertragen; kräftigere Kost ist gebratener Schinken. In Ei gewendet und braun gebacken, ißt es jeder Patient gern. Im übrigen merke: Gebackenes Fleisch, Taube, Huhn, Rind, Schwein ist bei gutem Magen zum Kräfteaufbau mehr geeignet, als gekochtes, wenn das letztere als Fleischbrühe namentlich in der Krankheit selbst unentbehrlich ist.

Am leichtesten unter allen Hülsenfrüchten wird Reis vertragen. Erbsen und Linsen lasse man lieber bei Seite, Weißbrot namentlich geröstetes ist bekömmlicher als Schwarzbrot, Butter leichter als andre Fette und Speck. Und nicht zu vergessen die Milch. Die haben wir am Ende selbst. Was kann man mit Milch nicht für schöne Gerichte kochen! Erst einmal Milchsuppen. Einfach Gries oder Mehl hineingestreut oder gequellter Reis zugesetzt, was gibt das für ein feines Süpplein. Nehmen wir's dicker, wird's Brei, Griesbrei, Reisbrei, Mehlbrei. Warme Milch ist ein vorzügliches Kräftigungsmittel, ebenso der Kakao. Davon bekommt man für wenig Geld beim Kaufmann schon eine Probe. Man rührt in der leeren Tasse einen Kaffeelöffel voll mit etwas kaltem Wasser an, gießt dann unter ständigem Umrühren kochendes Wasser dazu, und sorgt, daß der braune Trank nicht stückig wird. Zucker setzt man nach Geschmack zu. Auch ein Eidotter eingequirlt ist „nicht ohne". Kartoffeln spielen in der Krankenkost nur eine untergeordnete Rolle, doch sehr zu empfehlen ist Kartoffelbrei, der bei Braten eine schöne Zukost gibt.



Hier ein Wochenspeisezettel für Genesende:

Wochentag	I. Frühstück	II. Frühstück	Mittagbrot	Vesper	Abendbrot
Sonntag	Milch und Weißbrot	2 Eier weich gekocht (3 Minuten)	gebratene Taube mit Kartoffelbrei	Malzkaffee mit Zuckerei	Gekocht. Schinken mit Weißbrot
Montag	Gekochte Haferflocken mit Milch	geschabter roher Schinken mit Semmel, 1 Glas Rotwein	Rindfleisch und Reis	Warme Milch m. Buttersemmel	Rührei
Dienstag	Malzkaffee mit Zuckerei	2 Eier in der Pfanne m. Speck, 1 Glas Rotwein	1/2 Huhn gebraten mit Apfelbrei	Kaffee m. Kuchen	Rest des Mittagbrots kalt
Mittwoch	Milchkakao und Zwieback	Fleischbrühe vom Huhn mit Ei abgezogen	1/2 Huhn gekocht in Griessuppe	Milch und geröstetes Weißbrot	Milchreis mit Zucker und Zimmet
Donnerstag	Hafersuppe und geröstetes Weißbrot	2 Eier als Rührei, Semmel, 1 Glas Rotwein	Gebratener Schinken mit Reisbrei	Kakao mit Zwieback	Warmbier mit 2 Eiern
Freitag	Kaffee mit Buttersemmel	Warme Milch mit Cervelatwurstbrot	Gebratenes Kalbfleisch m. gekochten gelben Rüben	Malzkaffee mit Kuchen	Kakao mit 2 weichen Eiern
Sonnabend	Mehlsuppe mit Weißbrot	Fleischbrühe vom Mittag mit eingeschlagenem Ei und gerösteter Semmel	Gekochtes Kalbfleisch m. Nudeln	Warme Milch mit Zwieback	Eierpfannkuchen mit Obst

Natürlich muß sich die Krankenkost nach dem richten, was man hat und was man kaufen kann. Die sieben Tage sind auch nur hierher gesetzt, damit die Frau Nachbar bei Krankheitsfällen genau weiß: Das kann ich meinem Patienten geben, das verdirbt nichts. Und dann noch eins: Die größte Sauberkeit ist Pflicht und Vorbedingung für gutes Bekommen. Wenn wir alles sorgfältig gekocht haben, dann tragen wir's nicht gleich im rußigen Kochtopf auf, sondern geben uns mit dem Auftragen auch ein bißchen Mühe: Wir legen das Fleisch auf

die schönste Schüssel, die wir haben, und wenn wir's ganz schön machen wollen, dann holen wir ganz geschwind aus dem Hausgärtchen noch ein Blumensträußchen und legen es mit auf das Präsentierbrett. Das freut den Kranken und kostet doch nichts. Wenn der Appetit auch nicht groß ist, er fängt doch an zu essen, schon um der Blumen willen. Endlich noch ein Wort über die Getränke: Milch wurde schon erwähnt. Man sehe zu, daß man dem Kranken davon möglichst viel beibringt. Milch ist zugleich Nahrungs- und Kräftigungsmittel. Der Kranke mag darüber selbst entscheiden, ob er sie lauwarm oder heiß lieber trinkt. Vor dem Zukalt hüte man sich, auch beim Wasser trinken. Bei auftretendem Fieber meldet sich gewöhnlich ein großer Durst. Da sollte dem kalten Wasser immer etwas warmes zugesetzt werden; denn die Gefahr einer Erkältung des Magens ist sehr groß, und die Genesung wird naturgemäß aufgehalten, wenn ein verdorbener Magen die Nahrungsaufnahme nicht genügend unterstützt.

Als schweißtreibende Mittel unübertroffen bleiben die Tees von Lindenblüte, Holunder und Kamille.

Durststillend namentlich bei Fieber wirkt Fruchtsaft in Wasser. Haben wir den nicht zur Hand, so kaufen wir eine Zitrone, schneiden Scheiben und drücken eine oder zwei in ein Glas Wasser, dem etwas Zucker zugesetzt ist; auch das löscht vorzüglich den Durst.

Als Frühstücksgetränke sind Kakao und Malzkaffee, weil nahrhaft, dem Bohnenkaffee vorzuziehn.

Schnaps gehört überhaupt nicht in das Krankenzimmer; als appetitanregend sind ein Glas guter Rotwein und ein Fläschchen Echtes recht wirksam. Als Warmbier mit Ei und Milch versetzt wird es am besten vertragen.

Zu jeder Krankenkost, Speise wie Trank, mach, wenn du jemand zu pflegen hast, ein fröhliches Gesicht, damit der Kranke nicht durch den Gedanken bedrückt wird: Du bist den Deinen eine rechte Last! Sondern er muß aus allem herausfühlen: Sie geben's von Herzen gern und sie täten gerne noch mehr, nur um dein Krankenlager dir zu erleichtern und dich recht bald wieder gesund zu haben.

Eine Wasserleitung in jedes Dorf!

Was oft auf unsern Dörfern für eine Brühe als Trinkwasser ausgegeben wird, das wißt ihr selber. Wenn dann Typhus und Nervenfieber im Dorfe umgehen, kommt eine Kommission, nimmt Proben mit und versiegelt ein paar Brunnen; sie könnte mit gutem Gewissen die andern auch mit sperren; denn Trinkwasser im eigentlichen Sinne geben die auch nicht. Wie soll nun eigentlich gutes Trinkwasser beschaffen sein? Es soll geruch- und geschmacklos sein; es soll beim Kochen nur schwachen Absatz von Kalk geben; es soll frei von Salz und namentlich auch von Salpeter sein. Sonst ist es für den Genuß zu verwerfen.

Schön gesagt, wird da mancher denken, wenn wir nichts anderes Trinkbares haben, dann muß man doch mit dem vorlieb nehmen, was man hat. Mag sein, aber wo man besseres Wasser zur Verfügung hat, namentlich Quellwasser, und doch im alten Schlendrian stehen bleibt, da sündigt man gegen die Gesundheit.

Ich behaupte nochmals: die Brunnen auf dem Lande sind fast überall besserungsbedürftig, namentlich da, wo das Wasser noch in Holzröhren geleitet wird. Das Vollkommne ist und bleibt die Wasserleitung; bei uns ist sie im vorigen Herbst geworden. Über dem Dorf haben wir eine bewaldete Anhöhe; da springt die Quelle. Einschließlich eines 40 Kubikmeter haltenden Wasserbassins kosten die Straßenleitung und die Hydranten, wo im Falle eines Dorfbrandes gleich die Spritzenschläuche angeschraubt werden, nicht mehr und nicht weniger als 8000 Mark. Diese Summe wurde aufgebracht durch Zuschüsse der Landesbrandkasse in Höhe von M. 1500. Eine Stiftung gab M. 2000, die Kreissparkasse M. 500, sodaß die Gemeinde M. 4000 noch zu tilgen und noch zu verzinsen hat. Umliegende Orte haben teurer gebaut; aber über 20000 Mark kostet hier in der Gegend keine Leitung. Am billigsten und bequemsten kann eine Wasserleitung da gebaut werden, wo der Quell oben am Berge springt und das Wasser genügenden Druck hat, um bis ins höchstgelegene Haus der Gemeinde zu steigen. Überall sind nun leider solche Anhöhen

und Berge nicht zu haben; aber auch darüber ist der menschliche Verstand Herr geworden. Wo die Gegend eben wie der Tisch ist, hilft man sich mit Wassertürmen. Solche Dinger haben wir alle schon auf Bahnhöfen gesehn, haben oben ganz deutlich das Wasserbassin bemerkt; sind sie auch nicht gerade eine Zierde der Gegend, so sind sie doch praktisch. Auch schon auf Dörfern, namentlich in Industriegegenden findet man solche Wassertürme. Aus Brunnen, die bis aufs Grundwasser reichen, oder aus Quellen wird das Wasser in sie hineingepumpt und läuft von da wieder in die Dorfleitung ab. Es braucht aber nicht erst gesagt zu werden, daß Frau Sonne das Heben des Wassers billiger besorgt als die Dampfmaschine, und daß eine Quelleitung mit Hochbassin am Berge das billigste ist. Für Dörfer auf Bergen gibt es zweierlei Möglichkeiten, Wasser zu schaffen. Entweder aus dem Tal wird durch Pumpen, die mit Mühlen verbunden sind oder mit Dampf oder Elektrizität getrieben werden, das Wasser in ein hochgelegenes Bassin gedrückt, oder man läßt das eine starke Quelle selbst besorgen. Da wird dann ein sogenannter Pulsometer aufgestellt, der durch die Kraft der Quelle arbeitet und das Wasser hinauftreibt. Traurige Wasserverhältnisse lagen beispielweise im bayrischen Jura vor. Dort hält sich im durchlässigen Kalk das Wasser nicht, und Quellen oben auf den Bergen gibt's nicht; darum herrschte in wasserarmen Sommern große Not, und Mensch und Vieh war auf das Trinken aus Zisternen angewiesen. Nun sind da mächtige Hebewerke gebaut, die täglich 60000 bis 75000 Liter Wasser aus dem Tal auf die Berge pumpen. Die Dörfer allein haben das nicht gekonnt; da hat der Staat helfen müssen, auch die Feuerversicherungen haben Geld hergegeben, und das aus gutem Grund. Denn wenn im Dorf alle hundert Schritt ein Hydrant steht, dann ist die Feuersgefahr bedeutend gemindert. Das ist für die Versicherung etwas wert, und ich dächte für uns auch.

Wo keine Wasserleitung werden will und wo die Dorfgemeinde nichts tut, versucht's vorderhan dmit einer Brunnengenossenschaft. In unserm Dorf hatten wir seit Jahrhunderten nur einen Brunnen; der war fürs Unterdorf recht weit. Deshalb taten sich ungefähr 15 Unterdörfler zusammen, faßten eine

gute Quelle, schafften gemeinsam eine Leitung, die sogar durch einen Bach geführt werden mußte, und stellten einen Brunnen im Unterdorf auf. Das war in ein paar Tagen gemacht und hat sich bis zum Bau der Wasserleitung vorzüglich bewährt. Was hier bei uns möglich war, muß bei gutem Willen wo anders auch gehen.

Wenn ich oben einen Gesamtpreis für Herstellung der Wasserleitung angegeben habe, so sind natürlich die Hausanschlüsse nicht mit eingerechnet. Aber gerade die sind das beste. In jedem Haus der Gemeinde sprüht der Leitungshahn köstliches Bergwasser; auch die meisten Ställe sind angeschlossen. Wir wissen's alle, das Wasserschleppen ist ein saures Geschäft, namentlich im Sommer, wenn man von der Feldarbeit müde nach Hause kommt. Das haben wir hier nicht mehr nötig; wir schrauben den Hahn auf, und in die Wasserblase, in die Tränkrinnen im Stall fließt klares, schönstes Wasser. Früher mußte es morgens und abends vom Born geholt werden; das waren weite Wege und oft wegen der Glätte auch gefährlich. Jetzt haben wir alles zur Wirtschaft nötige Wasser im Haus. Auch die Reinlichkeit wird gefördert; denn man braucht mit dem Wasser nicht mehr so zu sparen wie früher. Wenn über die Wäschebütte gleich der Leitungshahn springt, dann kann man ohne Gewissensbisse besser spülen. So wird durch die Reinlichkeit auch die Gesundheit gefördert, zumal wenn die Dorfbewohner das Wasser auch zum Baden für sich und ihre Kinder nützen. Was ist schon eine Abgußvorrichtung in der Küche für eine Wohltat; die nützlichen Stoffe, die der Spülicht enthält, sind nicht verloren, wenn der Abfluß in eine Senkgrube geleitet wird.

Hoffentlich habe ich durch meinen Bericht über unsere Wasserleitung nun manchem Leser dieses Büchleins Lust gemacht. Jeder, der sein Dorf lieb hat, kann mit dazu beitragen, daß eine Wasserleitung wird. Jede Quelle im näheren Bereich des Dorfes muß darauf angesehen werden, ob sie reichlich genug springt, ob sie im Sommer nicht versagt und ob sie hoch genug liegt, um für das Dorf nutzbar gemacht zu werden. Wenn eine Quelle gefunden ist, wenn das Wasser von einem Chemiker untersucht und für brauchbar erklärt ist, dann frisch ans Werk!

Es gibt genug Querköpfe, die nicht mittun wollen; laßt sie reden, laßt sie dunkelstes Unheil prophezeien; die werden alle kuriert, wenn erst die Leitung läuft.

Mit den Vorarbeiten betraue man einen tüchtigen Techniker; die Ausführung vergebe man auf dem Wege der Submission. Und die Aufbringung der Kosten? Bei uns wird pro Jahr und Kind gerechnet 15 Pf., für den Erwachsenen 30 Pf., für ein Stück Großvieh 40 Pf., dazu noch je nach Größe des Anwesens 3 Mark steigend bis auf 5 Mark, was eine Kommission abschätzt, die auch auf besondere Umstände Rücksicht nimmt; beispielsweise muß eine Gastwirtschaft, die noch Fleischerei nebenbei betreibt, natürlich mehr herangezogen werden, als ein Arbeiter, der nur ein kleines Häuschen bewohnt. Die Hausanschlüsse kosten im Durchschnitt je M. 60. Das ist ein ganzer Batzen Geld; aber in ein paar Jahren wird das durch Zeit- und Kraftersparnis wieder eingebracht. Darum: eine Wasserleitung gehört in jedes Dorf!

Zur Miete.

In der Kirche ist eben die Predigt zu Ende. Nun kommen die Fürbitten: „Es sind Personen vorhanden, die gewillt sind, in den heiligen Stand der Ehe zu treten . . .“ Da merken die Leute auf . . . Hm, also der Frieder und die Annemarie wollen freien; und auf dem Heimwege wird die Sache besprochen: „Hungerleider sind's“, sagt ein langer, hagerer Mann; „schließlich müssen wir Besten (wer viel Geld hat, ist ja immer gut) im Dorf sie noch auf Armenkosten durchschleppen.“ „Auf was hin wollen die eigentlich heiraten?“ „Weil sie sich lieb haben und weil sie beide ordentlich sind“, sagt ein Alter, dem man den Grübler, den Dorfphilosophen ansieht. — „Von der Liebe werden sie aber nicht satt“, wirft der Hagere ein. „Außerdem haben sie auch kein Haus“. „Da können sie ja noch ein paar Jährchen zur Miete ziehen, das ist wahrscheinlich ihre letzte Sorge!“

Allerdings eine Sorge war's für den Frieder und die Annemarie, und keine geringe. Er war der tüchtigste Knecht im ganzen Dorf, und sie ein blitzsauberes Ding, hätte auch

Partien mit Bauern machen können; einer, der nach ihr gegangen war, hatte sogar zwei Pferde, aber es mußte eben der Frieder sein. Da hatten sie dann einmal abends im Scheine des sinkenden Tages miteinander gerechnet, auch ihre Sparkassenbücher zusammengebracht. Die 600 von ihm und die 400 von ihr hatten wohl eine nette, runde 1000 ergeben, aber zum Häuschen hatte es nicht gelangt. „Also zur Miete", hatte er fröhlich gesagt; ihr war das Eigne zwar immer der Traum gewesen, aber was nicht ist, das ist nicht. – Darum hatte sie nachdenklich zugesetzt, „Frieder, es geht auch so!" Dann hatten sie zusammen sich die Einrichtung ausgedacht und berechnet, die Wohnstube sollte nett werden, das Sopha war vorderhand noch nicht nötig, daneben ein sauberes Schlafstübchen mit dem Kleiderschrank, eine schöne Kommode mit einem Spiegel drüber; das hatte sie beides schon als Weihnachten früher bekommen, in der Küche einen Brotschrank, wenn's soweit reichte. „Weißt du", hatte er dann vorgeschlagen, „wir gehn dann in die Stadt und kaufen's fertig!" „Nein", hatte sie drauf gesagt, „fertig kaufe ich überhaupt nicht, der Meister Tischler hier macht's eben so gut, und übervorteilen wird er uns schon nicht." So waren sie zu dem gegangen; der hatte geschmunzelt und gemeint: „Ihr gebt ein sauberes Paar. Wohin wollt ihr denn ziehn?" Da hatte die Annemarie ihr Leid geklagt: „Wo ich gefragt habe, kein Mensch will uns." „Ja, so sind die Bauern", hatte der Meister Tischler gesagt, „eure Fäuste können sie gut gebrauchen, aber euch ein wenig Glück gönnen, das wollen sie nicht". Dann hatte es eine Pause gegeben, und der Meister Tischler hatte nachgedacht und gemeint: „Hm, das kleine Hinterhaus, das ich neulich als Werkstätte gekauft habe, könnte auch noch ein paar Jahre anders mitgehn. Wollt ihr da hinein?" „Freilich, gerne", hatte der Frieder gesagt. „Erst ansehen", meinte die Annemarie. Groß war der Palast nicht, aber für zwei Leutchen reichte er schon aus. So wurde Hochzeit gehalten, und Frieder und Annemarie zogen zur Miete. Mit ihnen ist das Glück eingezogen; sie haben wacker sich gemüht, und als sie später mit ihren drei Kindern ins eigne Haus draußen an der Chaussee zogen, haben sie immer gern an die Zeit im Mietshause zurückgedacht.

Was ist früher in dieser Beziehung gesündigt worden! Waren's arme Leute ohne Grundbesitz, so erlaubte einfach die Dorfversammlung die Niederlassung nicht. So etwas geht heutzutage Gottlob nicht mehr, wenn's auch noch kurzsichtige Leute genug gibt, die denken, die Armenlasten könnten einmal größer werden, wenn man zwei rechtschaffne Leute zur Miete ins Dorf aufnimmt. Daß das ganz unwirtschaftlich gedacht ist, bedarf keines Beweises: Dieselben dicken Bauern, die über die fremden Hungerleider krakehlen, krakehlen auch über die Arbeiternot auf dem Lande. Aber da läßt man lieber ganze Häuser leer stehn, als daß man mit braven Mietsleuten einen Versuch macht. Und denen, die kein eignes Heim haben, sage ich: Versucht's erst einmal auf dem Lande, ehe ihr die große Völkerwanderung in die Stadt mitmacht. Habt ihr's auf dem Dorfe nicht zum eignen Häuschen bringen können, in der Stadt könnt ihr's erst recht nicht. Da sind eigne Häuser nur ein Luxus für solche Leute, die viel Geld haben. Für Arme ist's die Stube, die Kammer und wenn's viel ist, die Küche, und das zu sehr, sehr hohen Preisen. Ich weiß von einem Tagelöhner in Hannover, der hatte 28 Mark Wochenlohn, also für den Tag M. 4.—; so hoch kommt kaum einer auf dem Lande, jährlich M. 1456.—. Dieser Arbeiter wohnte mit fünf Kindern in einer Dachstube und schräger Kammer, die zugleich als Küche dienen mußte. Für diesen Palast zahlt der Mann M. 240 im Jahr also reichlich ein Sechstel seines Jahreseinkommens. Von Gartenbenutzung, Viehhalten natürlich keine Spur. Im allgemeinen wird man auf dem Lande reichlich ein Zehntel auf die Miete rechnen müssen; also sagen wir mal, das Einkommen eines Arbeiters beträgt M. 700.—. Für 70 Mark ist schon eine bescheidene Wohnung zu bekommen. Natürlich hängt das von den Ortsverhältnissen ab, ob eine Stadt in der Nähe ist, ob Arbeiter aus benachbarten Fabriken in dem Dorfe wohnen. Dann steigen natürlich die Mieten.

Auf jeden Fall ist es wirtschaftlich richtiger gedacht, erst zu mieten und dabei richtig zu sparen und dann erst zu bauen oder zu kaufen, wenn das Sparkassenbuch einigen Rückhalt verspricht. Denn bauen oder kaufen, wo man's nicht durchführen kann, bringt wirtschaftlich zurück. Da hat sich dann

einer jahrelang geplagt und verliert sein ganzes Geld, wenn er sich nicht halten kann, oder er schleppt sich mit einer Schuldenlast, die seine Arbeitsfreudigkeit lähmt und ihn immer mehr zurückkommen läßt. Es gibt ein gutes deutsches Wort, das heißt: Streck dich nach deiner Decke! Millionen von Deutschen können nie daran denken, sich ein eignes Haus zu erwerben; sie müssen sich nach ihrer Decke strecken. Denkt an die vielen Bewohner der großen Städte, da verbietet's schon der enorme Preis von Grund und Boden. Wir auf dem Lande sind besser daran. Bei uns ist der Baugrund das billigste. Daran denkt zuerst: Willst du einmal bauen, spar' auf einen Fleck, der einmal dein Haus tragen kann, bleib einstweilen aber ruhig zur Miete und werde nicht stolz. Langt's noch nicht zum Bauen, pflanze ruhig noch ein paar Jahre Kartoffeln drauf und spare still weiter. Streck' dich brav nach deiner Decke! Das eigne Haus allein macht's auch nicht. Du kannst ein stolzes Häusel dein eigen nennen mit bunten Giebelfenstern und einer Wetterfahne oben drauf, und wenn du nicht die Zufriedenheit mit hineinnimmst und die Sorgen dir übers Dach wachsen, so ist es doch nichts. Das Glück wohnt so gut im Mietshause wie im eignen Heim!

Das eigene Haus.

Hast du dir endlich so viel erworben, daß du daran denken kannst, dir ein eigenes Häuschen zu bauen, so laß dir folgendes gesagt sein.

Zuerst das Grundstück: Am Wege muß es liegen, für einen Garten muß auch noch Raum sein; wenn man später noch etwas hinzunehmen will, behält man sich am besten Vorkaufsrecht vor. Nun geht's ans Plänemachen: Das überlegt man sich zuerst mit seiner Frau und beredet's reiflich. Da wird die Tischplatte genommen. Da zeichnet man sich mit Kreidestrichen den Plan oder legt sich Stube für Stube mit Zündhölzchen. Das kann man sich alles erst genau ausdenken, ehe überhaupt ein Handwerker etwas davon erfährt. Natürlich ohne Geld kann keiner was machen. Ein paar blaue

Scheine mußt du schon auf der Sparkasse haben, sonst wächst dir der Bau über den Kopf, und du kannst dich vor Schulden nicht retten. Erst wägen, dann wagen!

An ein gutes Haus auf dem Lande stelle folgende Ansprüche:

1. Die Zimmer sollen 3 Meter hoch sein, Tür und Fenster müssen so zueinander stehn, daß der ganze Raum gut auslüften kann. Die Fenster laß nicht zu klein machen, denn Luft und Licht ist Lebenselement.

2. Laß am besten das ganze Haus unterkellern.

3. Baue so, daß die Schlafstube so groß wird wie das Wohnzimmer. Ein Drittel deines Lebens verschläfst du. Sorge für reichlich Luft und Licht im Schlafzimmer und spare die „Gute Stube".

4. Die Küche ist gewöhnlich Stiefkind beim Hausbau. Hast du deine Frau lieb, sorge auch für eine geräumige Küche. Man findet auf dem Lande oft schreckliche Löcher als Küchen.

5. Spare nicht an den Öfen; ein guter Ofen ist Kapital. Praktisch ist für den Winter die Verbindung von Wohnstube, Ofen und Kochmaschine durch die Wand nach der Küche. Als Reserve für den Sommer brauchst du dann noch einen Sparherd; aber für den Winter ist es sparsamer, und das Zimmer bleibt sauber.

6. Überlege die Lage von Fenstern und Türen. Einige größere Wandflächen brauchst du. Das Sopha und die Betten wollen ihren Platz haben.

7. In das Erdgeschoß gehören Wohnstube, Schlafzimmer Küche und Vorratskämmerchen, ein nicht zu kleiner Hausflur und wenn es sich machen läßt, ein auf der Nordseite anzubringender Abort.

8. *Eine* Haustüre ist genug; sieh, ob der Plan so zu machen ist, daß alles um einen Ausgang sich gruppiert; eine Hintertüre ist Überfluß.

9. Setze den Bau etwas von der Straßenfront zurück; ein Vorgärtchen ist lustig.

10. Ins Oberstock kommt das Altenteil, Stube und Kammer, die du vermieten kannst, bis du sie selbst brauchst. Dazu noch ein Raum für Frucht und der Vorratsraum für Holz oder Kohlen.

11. Im Giebel können die Futtervorräte für die Ziege lagern.

12. Auf das Dach schreib nicht aus glasierten Ziegeln deinen Namen; das sieht protzig aus und ist alles andre wie schön.

13. Überhaupt, wenn du bauen willst, setz keinen häßlichen Steinkasten hin, der ins Dorfganze paßt, wie die Faust aufs Auge. Baue im Schwarzwald ein Schwarzwaldhäusel, baue in Niedersachsen ein Bauernhaus mit den Pferdeköpfen am Giebel. Ein jeder nach seiner Art.

14. Baue niemals in der Front, d. h. Haus an Haus, sondern laß einen Raum frei zwischen deinem und dem Nachbarhaus. Häßliche Häuserreihen, wie sie das Kennzeichen der Stadt sind, wollen sich jetzt schon auf dem Lande einbürgern. Mach da nicht mit, sondern denke daran: Schönheit kostet nicht viel; ungewollt hat sie die Bauernhäuser aus alter Zeit so köstlich umkleidet.

15. Denke auch daran, du baust nicht nur für dich; sondern deine Kinder sollen noch da wohnen, wo du gewohnt hast. Darum baue nicht auf den Hui, sondern lege gute Fundamente und führe ausreichend starke Mauern auf. Schreib auch einen guten Spruch an, etwa über der Haustür, oder an der Giebelseite.

Wenn du aber schön gebaut hast, schön im Sinne von echt, volkstümlich, in den Formen deiner Heimat, wenn du das Haus in jedem Teile erwogen und überlegt hast, dann wirst du durch das Eigne ein reicher Mann, dann bist du mit allen Fasern deines Herzens an dein Haus gebunden, und in deinem Hause findest du das Glück auf dem Lande.

Von der alten Bauernkunst am und im Hause, und was wir davon brauchen können.

Auf meinen Fahrten im grünen Thüringer Wald hatte ich in einem Bauernhause einen prachtvollen Glaskelch aufgespürt, wundervoll geschliffen, ein gutes altes Stück; ihn selbst zu kaufen fehlte mir das Geld, so hatte mir ein Professor den Auftrag gegeben, den Kelch für ihn zu erstehn, koste er, was

er wolle. Als ich dann wieder hoch auf dem Walde im Glasmacherdorf einkehrte, legte ich fünf harte Taler für das gute Stück auf den Tisch und hatte ihn. Kommt gerade der älteste Bube ins Zimmer, und wie er mich den Becher einpacken sieht, fängt er bitterlich an zu weinen: „Das Glas vom Großvater soll nicht verkauft werden!“ Ach, wie hat mir das ins Herz geschnitten, und wie hätte ich gerne die fünf Taler wieder genommen und den Becher hingegeben. Der Vater entschuldigte sich noch wortreich: Der dumme Junge verstände es nicht besser. — Ach, der Kleine wußte nur zu gut, um was es sich handelte, und heimlich habe ich dem Vater etwas von der Ehrfurcht vor ererbtem Besitz gewünscht, die der Junge so fein besaß.

Da ist der Christian ein andrer Kerl: Komme ich neulich zu einer Taufe in sein Haus; steht in einer Ecke ein alter Stuhl, wurmstichig, verstaubt, wackelig, aber prachtvolle Schnitzerei, Pferdeköpfe, Arabesken, echte Bauernkunst. „Christian, ein schöner Stuhl!“ sage ich. „Gelt?“ sagt der nur. „Christian, was kostet der Stuhl? Ich kaufe ihn Euch ab.“ Da sagt Christian: „Numero 20!“ Ich weiß nicht, was er damit sagen will und frage: „Was?“ Da lacht er ganz behäbig und meint: „Sie sind Numero 20, der mir den Stuhl abkaufen will, und ich tue's nicht. Er ist über 100 Jahre in der Familie und er bleibt im Hause!“

Wenn mehr so wären wie der Christian, würden unsere Bauernstuben nicht so leer, so wesenlos, so ohne ein rechtes Gesicht ausschauen. „Na, na, halb so schlimm!“, sagt da gewiß mancher. „Wir haben doch unsere richtig ausmöblierte Wohnstube, von der guten Stube gar nicht zu reden, einen richtigen Tisch, ein ordentliches Sopha, sogar gepolsterte Stühle und eine feine Kommode, und alles neu!“ „Hm, und das Alte?“ „Ach, den alten schweren Tisch, da war ich froh, als mir der Jude den abgekauft hat und die Stühle dazu.“ „So, was war's denn für Holz?“ „Na, Eichenholz!“ „So, der Tisch auch?“ „Ja, der Tisch auch!“ „Na, dann bin ich richtig! Ach seid doch mal so gut und kommt mal mit nach Berlin. Im Tiergartenviertel bleiben wir vor einem feinen Hause stehen und klingeln. Ein Portier in feiner Uniform macht auf, wir

steigen eine Marmortreppe empor, gehen einen Gang entlang und treten in ein feines Zimmer ein. „Das Donner", sagt Ihr, und die viele Pracht bedrückt das Gemüt. „Seht Euch doch einmal den Tisch und die Stühle an in dem noblen Gemach. Kennt Ihr die?" Da flucht Ihr noch einmal und sagt: „Neu aufgearbeitet und neu poliert! Aber mein Tisch und meine Stühle!" Na, da merkt Ihr hoffentlich auch, was Ihr für ein alter Esel gewesen seid. Habt billigen Stadtschund Euch zugelegt und die alten Stücke, Tisch und Stühle habt Ihr für einen Bettel hingegeben, und der Händler hat sie nun als echte Bauernkunst für hunderte von Mark an den reichen Mann in Berlin verkauft. So habt Ihr Euch betrügen lassen und habt Euch obendrein an der Geschichte Eures Hauses versündigt.

Die alten Stücke reden eine gar trauliche Sprache mit dem, der ihre Sprache hören will, und das Alte gibt unsrer Behausung erst seinen Wert. Sieh, früher kannte man noch keine Maschinen, keine Ramschware. Da machte der Tischler im Dorf den einen Tisch; und wenn er als tüchtiger Meister den einen Tisch fertig hatte, da hatte er auch etwas Eignes dareingelegt in Schnitzwerk, in Leiste, in der besonderen Form. Heute macht die Fabrik in der Stadt hunderte von Tischen an dem einen Tage, und einer gleicht dem andern wie ein Ei dem andern. Früher schmiedete der Schmied im Dorf Türschlösser und die Bänder, und er legte sein ganzes Können darein; heute werden Tausende von Schlössern täglich fertig gestellt, und eines gleicht dem andern aufs Haar. Wißt ihr, was ich euch damit sagen will? Ich will euch den hohen Wert der Handarbeit in vergangener Zeit nachweisen. Die Hand führte und leitete zumeist ein schaffender Geist. Heute schlägt und stampft die Maschine dasselbe in wenigen Augenblicken zurecht. Darum Respekt vor dem Alten! Nicht alles Alte ist gut und künstlerisch, aber es hat doch seinen Wert, denn es gibt uns Zeugnis von dem soliden Geschmacke, der einst im deutschen Bauernstand tonangebend war.

Ich kann mit kurzem Wort nicht das hierher schreiben, was alles schön und echt im Bauernhause zu finden ist, daher nur Andeutungen: Am Äußern des Hauses: Geschnitzte Türen, bemalte Fensterläden, Wandsprüche, Butzenscheiben, geschnitzte

Umrahmung der Fenster, Türschlösser und Bänder, Dachrinnen und Wasserspeier, Türklopfer und Eisengitter. Viel mehr aber im Innern des Hauses: Ofenplatten mit biblischen Darstellungen, heimlige, alte Uhren, geschnitzte Stühle, solide Tische, schön bemalte oder geschnitzte Truhen. Dann altes Silberzeug, Leuchter und Krüsel, und die Schätze im Glasschrank: edles Zinn und altes Steingut, auch altes Porzellan, Krüge, die heute von Kennern und Sammlern mit Gold aufgewogen werden. Dann in den Truhen und Kasten die Schätze von Leinewand, Stickerei und gutem Tuch. Endlich die Tracht, gestickte und gewebte Tücher, breite Bänder, Leibchen und Hauben mit feiner Stickerei und faltige Röcke.

Was ist davon nicht alles schon aus deutschen Bauernhäusern verschleudert worden, auch von Büchern und Dokumenten. Ein einzelner Fall: Ein mir bekannter Lehrer, tüchtiger Sammler für ein Dorfmuseum, bekommt einen alten Meisterbrief für einen Schneider seines Ortes angeboten; das Ding ist 200 Jahre alt, hat also geschichtlichen Wert. Der Händler fordert dafür M. 10.—. Glaubt ihr, daß der viel mehr wie 10 Pfennige für das Papierblatt gegeben hat?

Darum macht die Augen auf, hütet das Alte und gebt euren Stuben das, was kein Geld, keine noch so großen Mittel ihm geben können, jenes unendlich heimelig Trauliche, was mich so oft schon in deutschen Bauernhäusern umfangen hat! Wenn ich mich da umgeschaut habe, sah ich auch nicht solche Geschmacklosigkeiten, worunter heute die Stube auf dem Lande leidet. Namentlich die Bilder! Ach was sieht man da nicht oft für schreckliches Zeug: Religiöse Darstellungen, oft hinüberweisend in die andere Konfession, Zeug, was den Rahmen nicht wert ist, weiter geleckte Öldrucke, natürlich in Goldrahmen, so häßlich, daß man gern sich wegwandte, geschmacklose Verherrlichungen des Bauernstandes, die man von Rechts wegen von der Wand hätte herunterreißen sollen und in den Ofen stecken. Und wie billig kauft man heute gute Bilder: Um nur zwei Namen zu nennen, erinnere ich an die Künstler-Steindrucke aus dem Verlag von Teubner und von R. Voigtländer in Leipzig. — Von den sogenannten Haussegen hier auch ein Wort: Händler, Hausierer haben die zu

Hunderttausenden in die Bauernhäuser geschleppt, billigen Schund, der mit zwei Mark reichlich bezahlt gewesen wäre und sechs Mark gekostet hat; dem Ganzen wurde natürlich das Mäntelchen christlicher Liebestätigkeit angehängt, der Erlös sollte angeblich den armen Krüppeln zugute kommen. Aber dann kam es heraus, daß die gewissenlosen Fabrikanten von dem Schund Hunderttausende verdient, und das deutsche Dorf hatte es bezahlen müssen.

Vom Bilde komme ich zu der Tapete. Wenn wir keine gute Tapete ins Zimmer uns schaffen können, lieber gar keine als eine häßliche! Ich mag so gerne eine rings um die Wand laufende Täfelung und die damit verbundene Bank. Der braune Holzton und die Farbe der Bank bringen das ganze so schön zusammen. Wenn keine gute Tapete zu schaffen ist, lieber über der braunen Holzverkleidung Leimfarbenanstrich in zartem gelben oder braunen Ton. So habe ich's jetzt in meinem Stübchen, so will ich's auch gerne behalten, und nur so treten die wenigen Bilder, die ich in meiner Stube habe, feiner hervor als wie auf grob gemustertem Papiere.

Vielleicht versuchst du's auch so einmal in deinem Stübchen, schlechte Bilder und sonstiger Schund raus, aber das Gute behalte und ehre! So sagt mir's auch viel besser zu, wenn eine schlichte Uhr mit bunten Blumen auf dem Zifferblatt im Stübchen tackt, als ein moderner Regulator, billig zu kaufen im Warenhaus.

Und vom Fenster grüßen ein paar Blumen, nicht zu viele, daß nicht die Aussicht verbaut ist, und das Lüften erschwert wird, aber doch genug, daß auch im Winter eine Blume blüht und ein freundlicher Frühlingsschimmer im Zimmer zu spüren ist.

Im übrigen laß deinen eignen Geschmack walten und gib dem Ganzen so etwas, laß mich's nennen: Persönliches, Intimes; dann ist es recht. Das Persönliche, das Intime bewundern wir an der Kunst der Einrichtung unsrer Vorfahren. Ich habe noch nicht das Glück gehabt, in eine echte, niedersächsische Bauernstube hineinzuschauen, aber aus Bildern weiß ich, das sind Kunstwerke erlesenster Art, die dort kernige, deutsche Bauern sich geschaffen; die stellten auch nicht Schund

und Bazarware in ihre Stuben, die machten nicht den Fehler, sich eine gute Stube aufzubauen, jenes kalte, seelenlose Ding, das unser bestes Zimmer verschlingt, nein, die schufen Kunstwerke, aus denen Bauernstolz und Bauernkraft noch zu dem nachgeborenen Geschlechte redet.

Wenn du an deiner Inneneinrichtung etwas ändern und bessern willst, sieh dich im eignen Hause um und bring vor allem das zu Ehren, was Unverstand früher in die Rumpelkammer gestellt hat, alte Tische, alte Stühle, die alte Einrichtung baue aus. Hast du ein Wandbort, sieh ob du nicht darauf aus Zinntellern, alten Leuchtern, Krügen und Gläsern einen Schmuck dir bauen kannst, im übrigen nicht zuviel Bilder! Schließlich, raus mit dem Schund!

Ein guter Keller.

Wenn einer ganz billig bauen will, hält er sich mit der Unterkellerung nicht besonders lange auf. Das ist ein großer Fehler. Ein guter Keller ist wie ein guter Ofen, Grundbedingung für behagliches Wohnen. Ist Grundwasser da, spar' die paar Säcke Zement nicht, sondern laß Beton legen. Das schützt gegen Ratten und andres Ungeziefer. Ein guter Keller darf nicht dumpf werden. Richte es also möglichst so ein, daß zwei Kellerfenster einander gegenüberstehen; dann kann jederzeit Gegenzug hergestellt werden. Wegen des Fensters mehr hab' keine Angst; das ist bei eintretender Kälte bald verstopft. Der Keller kann ein öfteres Weißen recht gut vertragen. Kalk tötet die Fäulnisbazillen.

Ordnung im Keller ist Hauptsache. Mein Keller sieht so aus: Auf einer Seite unter dem Fenster ist eine erhöhte Stufe, da lagern die Kartoffeln auf Holz. Daneben habe ich für billiges Geld mir ein Obstgestell bauen lassen; dreimal drei Verschläge. Hier lagern frostsicher meine Äpfel. Am zweiten Fenster ist ein Haufen Sand; darein werden im Herbst Sellerie und Möhren, Schwarzwurzeln und Rüben eingeschlagen, reihenweise; so halten sie sich gut. Auf der andern Seite baumelt das Schwebebrett. Hast du Ratten und Mäuse im Hause, dann ist

das Schwebebrett unerläßlich. An zwei starken Haken, die in die Kellerdecke eingelassen sind, hängt an dicken Stricken ein breites Brett freischwebend. So kannst du Fleisch, Brot, Kuchen mäusesicher aufbewahren, und viel Ärger ist gespart. Wirtschaftlich richtiger mag es sein für Obst, Kartoffeln, für Kraut und Wurzelgewächse einen besondern Verschlag zu schaffen. Ich habe aber keinen, und es geht auch so. Merken wollen wir noch, daß Kartoffeln nicht über einen Meter hoch aufgeschichtet werden sollen, und daß jede fleißige Hausfrau wöchentlich im Winter einmal auch durch ihren Keller geht und beizeiten Angefaultes, Verdorbenes ausscheidet. Sonst leidet das Ganze.

Unser Stall.

Zum Hause gehört der Wirtschaftsbetrieb. Bist du ein großer Bauer, ein Dicker, wie sie hier sagen, dann kann ich dir nichts raten, dann weißt du selbst Bescheid und lachst mich aus. Ich denke aber, es gibt noch genug, die gerade so klein sind wie ich; mit denen will ich jetzt reden von unserer kleinen Landwirtschaft, wie wir sie zu unsrer Freude nebenbei treiben.

An andrer Stelle wird ausgerechnet, daß gerade die kleinen Nebengewerbe etwas einbringen, als das sind Ziegenzucht, Kaninchenhaltung, Hühnerhof. Dafür müssen wir Stallung haben. Das billigste bleibt's, wenn wir uns in Vorhandenes einnisten; besser, vorteilhafter bauen wir neu. Für das Wohnhaus praktischer ist eine Trennung von Hauptgebäude und Stall. Der Dunst frißt am Gebäude; der Stallgeruch ist für die Gesundheit nicht immer förderlich. Dagegen spricht der Weg aus der Küche in den Stall durch die freie Luft und die geringere Möglichkeit, die Ziegenvilla vor Frost zu schützen.

Unser Stall muß zwei Abteilungen haben, Schweinestall und Ziegenstall. Zu der Ziege kann dann später noch eine Kuh kommen, wenn's im Hause mit dem Verdienst voran geht. Fenster gehören in beide Ställe; denn Licht und Luft ist für die Tiere auch Lebensbedingung. Im Ziegenstall wird der

Hühnerstall kastenförmig an der Decke eingebaut. Hühner müssen warm sitzen, sonst erfriert der Kamm, und mit dem Eierlegen hat's geschnappt. Gerade im Winter ist damit hübsch Geld zu verdienen.

Im Ziegenstall laß deinen Kindern ein Räumchen noch für Kaninchenzucht; das ist keine Spielerei, mancher Sonntagsbraten kommt dadurch ins Haus. Den Stallboden nütze für Laubstreu, Stroh und Futtervorat. Maure dir eine kleine Düngerstätte aus; Mist ist Kapital für den Garten und für das Kartoffelfeld.

Der Garten ist ein lustig und praktisch Ding.

Ein Vorgärtchen vor dem Hause ist ein lustiges Ding. Da ziehst du deine Blumen; ein paar Rosenhochstämme gehören auch hinein. Das Okulieren ist keine Kunst; Wildlinge stehen im Wald und an jedem Rain. Die holen wir uns Ende Oktober herein, pflanzen sie an die ihnen zugedachte Stelle und wickeln sie bei eintretendem schärferen Froste hübsch ein. Im Frühjahr werden sie aufgerichtet, angebunden und dann im Juni okuliert; das lassen wir uns von einem Praktikus zeigen, wie's solche in jedem Dorfe gibt. Dann ziehen wir unser Messer auf dem Stein noch einmal fein ab, daß es haarscharf wird, und probieren's selbst. Aber die Freude, wenn wirklich so ein Auge kommt!

Im Vorgärtchen hat die Hausfrau auch ihr Recht. Okuliert er Rosen, so hält sie's mit Astern, Levkojen, Stiefmütterchen und Nelken. Wenn das Vorgärtchen nicht gar so klein ist, zimmere für die Ecke links eine Laube. Als Berankung kommt in erster Linie immer der wilde Wein in Betracht. Pfeifenkraut, Je länger je lieber, gehen ja auch, aber der wilde Wein ist doch schnellwüchsiger, und außerdem kannst du die Vorderseite deines Hauses damit beranken. Das jährliche Aufbinden und Ausschneiden machen ja etwas Mühe; aber besser, du bastelst und arbeitest im Garten, als du faulenzst im Wirtshaus. Den Zaun machen wir natürlich auch selbst, so hoch, daß den Hühnern das Überfliegen gelegt wird; sonst tut ein Draht (aber kein Stacheldraht), in Manneshöhe gezogen, recht gute Dienste.

Hinter dem Haus neben den Stall denke ich mir den Gemüsegarten; der muß mit verdienen helfen und ist besonderer Liebe und Pflege wert. Wir wollen uns vor allem ein paar Regeln merken:

1. Düngen, viel Düngen; unser Garten soll nicht nur eine Ernte geben im Jahr; du erwartest auch Vor- und Zwischenernten; also gehörig düngen. Das Gegebene ist in erster Linie der Stalldünger; als Ergänzung kommen in Betracht Thomasmehl, Kainit und Kalk.

2. Ordentlich graben. Im Herbst wird der Garten, soweit er nicht mit Gemüse bestellt ist, das den Winter über stehen bleibt, ordentlich gestürzt. Dann zermürbt und zerfriert der Boden im Winter, und der Stickstoff der Luft wird gebunden. Je sorgsamer du gräbst und rigolst, umso mehr lockerst du das Erdreich, umso besser können sich die Pflanzen bewurzeln. Auch das Behacken gehört hierher. Jedesmal durchhacken steigert den Ertrag um 20 Prozent.

3. Der Komposthaufen sei deine erste Sorge bei der Anlegung eines Gartens. Als ich früher als frischbackner Dörfler aus der Stadt herauskam, habe ich mich sehr gescheit gedünkt und gemeint, es gehe auch ohne Komposterde. Dann ist mein Gärtchen mit jedem Jahre mehr verarmt, bis ich mich auch zum Komposthaufen bekehrt habe. Der macht sich reichlich bezahlt. Jedes Stückchen Holz, Unkraut, alte Stengel, Stroh, Dünger wird in zwei bis drei Jahren wertvolle Erde, wenn man etwas Sorgfalt auf die Schichtung des Haufens legt. Zweimal im Jahre wird der Haufen umgestochen. Wenn die Erde gut ist, wird mit ihr nachgeholfen, wo's fehlt. Gurken beispielsweise gedeihen vorzüglich in reiner Komposterde; da wird im Beet eine tiefe Rinne gemacht, drei Hände breit und eine Hand tief; dahinein kommt gesiebte Komposterde. Ihr sollt sehn, die Gurken sind das Jahr ganz besonders gut geraten.

4. Jäten ist für unseren Garten das halbe Leben. Wenn du das Unkraut wachsen läßt, wie's will, ist der Garten bald verkommen. Das Unkraut sollen wir stören, wenn's in der besten Entwicklung steht. Wir sollen auch nicht müde werden mit Jäten, wenn's auf den Herbst zugeht; denn die Samen von diesem Jahr sind neue Feinde für das kommende Jahr.

5. Das Saatgut für dein Gärtchen kaufe in einem guten Geschäft, soweit du's nicht selber ziehst. Wenn du von herumziehenden Händlern deinen Bedarf deckst, weißt du nicht, was du bekommst. Kauf auch nicht nach schönen Bildern aus der Zeitung; denn das Papier ist geduldig.

6. Unser alter Lehrer sagte immer: Es dauert auch nicht viel länger, wenn man's gleich ordentlich macht: Graben rechen, Beete abtreten, jäten, häufeln, alles gehört in dies Kapitel. Dann wird dein Garten ein Staat, und man merkt's gleich schon am Garten: Da wohnen Leute, die keine Faulenzer sind.

7. Auch vor dem Zuviel müssen wir uns hüten. Hast du nur die Feierstunde für die Gartenarbeit zur Verfügung, dann ist es ein Fehler, den Garten zu groß zu machen. Du kommst nicht herum, wirst des Unkrautes nicht Herr, und hast mehr Verdruß als Freude.

Ungefähr 300 Quadratmeter Fläche sind genug für einen Hausgarten; richtig bewirtschaftet, gibt das im ganzen Jahr etwas für die Küche, und manche Mahlzeit wird durch Gemüse verbessert, bereichert. Aus der Landwirtschaft wissen wir, man kann nicht auf denselben Fleck jedes Jahr Roggen oder immer wieder Kartoffeln bringen. Merke das auch für den Garten. Aber, da erlebt man wirklich Wunderdinge. Jedes Jahr Lauch auf derselben Stelle und jedes Jahr Kraut auf der andern Seite im Garten. Dann steht die Frau Gevatter im Herbst dabei, ringt die Hände und weiß nicht, woher's nur dies Jahr wieder nichts hat werden wollen.

Noch ein Wort über Zwischenernten: Spinat hat schon im Herbst gesät werden können, zeitig im Frühjahr ist er gut. Dann reißen wir die schossenden Pflanzen heraus, graben das Beet, das nun noch seinen vollen Ertrag in Kohl geben kann. Oder Erbsen, im März gelegt, können im Juli, August abgeerntet sein. Da sind wir natürlich nicht so dumm und lassen die schöne Zeit bis in den Spätherbst unbenutzt verstreichen. Radieschen, Wintersalat, Rapünzchen, Spätkohlrabi können noch wachsen und sind immer willkommene Zukost.

Doch besser als der theoretische Kram ist die Praxis. So will ich von meinem Gärtchen erzählen, ungefähr 250 qm

haltend, wie ich's da eingerichtet habe. Mittendurch läuft ein Weg; zu beiden Seiten steht eine Rabatte mit Beerenobst für die Kinder und Blumen. Am Ende stehen 4 Rhabarberstauden; vier langen für einen kleinen Haushalt. Eine Hälfte meines Gartens dünge ich im Herbst, die andere im Frühjahr. Der Garten liegt von Süd nach Nord, die Beete laufen von Ost nach West.

1. Beet. Spinat gesät im August – Oktober, dann Sellerie.

2. Beet. Radieschen so früh wie möglich gesät, dann Gurken, im Herbst noch Karotten.

3. Beet. Frühkohlrabi, dazwischen Tomaten, die Ende Mai aus Töpfen in das Erdreich kommen.

4. Beet. Zwiebeln, Rand mit Schnittsalat.

5. Beet. Erbsen an Sträuchern. Schluß der Ernte im Juli; dann als Nachfrucht Winterkohl.

6. Beet. Frühe Karotten, dann Rosenkohl.

7. Beet. Es ist durch mein kleines Mistbeet geteilt, worin ich mir die Pflanzen selbst ziehe. Die obere Hälfte des Beetes ist mit Samen von Kohl, Wirsing, Roten Rüben, Weißkraut bestellt; die kommen aufs Kohlbeet hinaus auf dem Acker. Wenn hier abgeerntet ist, bleiben einige Rote Rüben stehen. Auf der untern Hälfte habe ich Schwarzwurzeln. Das abgeerntete Mittelbeet wird mit Radieschen neu besät.

Jetzt kommt der Weg, von zwei Rabatten eingefaßt. Ein paar Blumen, 5 Schnittlauchstöcke, ebenso die Petersilie für den Herbstbedarf haben hier ihren Platz.

8. Beet. Buschbohnen; hinterher versucht man's noch einmal mit Karotten.

9. Beet. Kopfsalat, der im Verbande gepflanzt ist; dazwischen Lauch, der den Winter über stehn bleibt.

10. Beet. Weißkohl. Dazwischen entweder Salat oder Frühkohlrabi, je nach Bedarf und Geschmack.

11. Beet. Kopfsalat als Vorfrucht, dann Winterwirsing.

12. Beet. Stangenbohnen; deshalb ans Ende gestellt, um den andern Beeten nicht Sonne und Luft zu nehmen.

Dahinter stehen zwei stattliche Komposthaufen, die Vorratskammer an Kraft und Nahrung für unsere Pflanzen.

So ungefähr sieht meine Ordnung aus; im nächsten Jahre wechsele ich. Je nach Geschmack und Bevorzugung einer Gemüsesorte oder wegen klimatischer Einflüsse kann die Ordnung geändert werden; Hauptsache ist, daß überhaupt eine Ordnung aufgestellt wird.

Mein Gärtchen ist mit einem Lattenzaun umgeben. Wo es angeht, zieht man hinter dem vorläufig errichteten Staket eine Weißdornhecke. Die einzelnen Stecklinge werden fleißig angebunden und durcheinander verflochten. In ein paar Jahren gibt das eine solide, stachlige Mauer, über die so leicht kein Spitzbube klettert. Euern Vögeln macht ihr damit ein feines Brutplätzchen zurecht.

Und nun Glück zu im eignen Reich, im eignen Gärtchen! Es fällt kein Meister vom Himmel, und Gartenpflege will auch gelernt sein. Aber was wir selbst gebaut haben, schmeckt noch einmal so gut wie das Gekaufte, und ist noch einmal so billig!

Geld und Geldgeschäfte.

Die alten Leute im Dorf werden sich wohl noch erinnern können, daß früher das Bargeld auf dem Lande sehr knapp war. Da haben gewisse, freundliche Leute, ihr wißt schon, wen ich meine, ein Bombengeschäft gemacht. Damit ist's jetzt ziemlich vorbei, wir haben jetzt das Wuchergesetz. Das verbietet mehr als 6 Prozent zu nehmen, sonst nennt man das Ding Wucher; wir haben Sparkassen, Kreditvereine; wir haben vor allem durch die Hebung der Industrie auch auf den Dörfern mehr bares Geld. Weil aber gerade mit dem Geld auf dem Lande nicht immer richtig gearbeitet wird, deshalb habe ich jetzt verschiedenes auf dem Herzen.

1. Behalte vom Wochenlohn, von deinen Einnahmen nie mehr bar Geld im Haus, als du für den Wochenbedarf brauchst; das andre schaffe auf die Kasse; die nimmt jeden Betrag von einer Mark an, und du brauchst dich der einen Mark nicht zu schämen, wenn sie ehrlich verdient ist; der Strumpf im Bettstroh hat sich überlebt.

2. Laß nichts anschreiben; denn da wird's nicht weniger.

3. Laß dir über jede größere Zahlung Quittung mit Datum, Ort und Unterschrift ausstellen; das erspart dir viel Ärger und spätern Verdruß.

4. Unterschreib nie einen Wechsel. Laß die Finger davon; mit einem Wechselchen hat's angefangen, und ein schmählicher Zusammenbruch war das traurige Ende vom Liede.

5. Führe Buch über Einnahme und Ausgabe, auch darüber, was du noch ausstehn hast und was du noch bezahlen mußt. (Siehe auch den Artikel Einnahme und Ausgabe.)

6. Mach dir einen Etat, d. h. suche einen Überblick zu gewinnen, was du im Jahr für Einnahmen hast; und danach bemiß deine Ausgaben und merke: Ein guter Wirtschafter kauft nichts, wenn er nicht bar Geld dazu hat oder ganz sicher ist, daß die Einnahme in kürzester Frist erfolgt.

7. Lege einen Notpfennig zurück. Dazu habe ich's noch nicht bringen können; wenn einmal ein Häufchen Geld da war, war auch die Versuchung dabei, eine sogenannte, notwendige Ausgabe zu machen. Aber der Notpfennig hat doch manchmal recht gefehlt, wenn's auch nur deshalb gewesen ist, um andern helfen zu können.

8. Nehmt's mit dem Bürgen, dem Gutsprechen nicht zu leicht. Wer einen Schuldschein als Bürge mitunterschreibt, der soll sich sagen: Jetzt bin ich für die Bürgschaftssumme Selbstschuldner geworden. Geht's beim Borger schief, muß ich mit meinen sauer erworbenen Ersparnissen vor dem Riß stehn. Damit soll nun nicht gesagt sein: Bürge überhaupt nicht; es kann sehr wohl Fälle geben, wo es einfach Pflicht ist, beizuspringen und zu helfen. Aber vor leichtfertigem Mitunterschreiben seid gewarnt; das kann viel Sorge über euer Haus bringen.

9. Ehrlich sollt ihr beide, Mann und Frau, gegeneinander in Geldgeschäften sein. Die Frau hat ein Anrecht, das, was das gemeinsame Vermögen beider angeht, auch zu wissen. Gemeinsam sollen beide die Sorge tragen. Nur keine Heimlichkeiten, und wäre die Summe noch so gering! Erst ist's Unehrlichkeit, dann wird's offene Lüge, dann Betrug, dann öffentliches Ärgernis. Auch zwischen Mann und Weib „währt ehrlich am längsten."

10. Noch ein Wort über Schulden: Leider sind sie da: die Hypotheken, die Darlehen für den Kauf der Wiese, des Ackers. Sorgt mit eiserner Strenge dafür, daß mit dem Jahresschluß die Zinsen bezahlt sind, und seht auch zu, wenn das Jahr nicht zu schlecht gewesen ist, daß ihr am Kapital etwas tilgt; es ist für eure Schaffensfreudigkeit lähmend, wenn ihr am Jahresschluß euch sagen müßt: Umsonst haben wir uns geplagt, vorwärts sind wir nicht gekommen.

11. Wenn du irgendwo borgen mußt, borg lieber in der Darlehnskasse als bei einem Bekannten. In Geldsachen hört ja die Gemütlichkeit auf, und manche guten Freunde sind dadurch schon auseinandergekommen.

12. Wenn du borgst, schenke reinen Wein ein; sag, wie deine Verhältnisse stehen, nenne alles, was du schuldig bist. Das ist ein Segen für dich, denn dann belügst du dich nicht weiter selbst, und wenn du weißt, wie's mit dir steht, findest du auch besser den Weg aus der gegenwärtigen Sorge heraus.

Einnahme und Ausgabe.

Kauf dir vom Buchbinder ein Büchlein, oktav mit Linien, und schreib vorn auf den Deckel: Einnahme und Ausgabe, darunter kommt dein Name. Auf die erste Seite schreib: Mit Gott! Dann ziehe den Beutel, wieviel du im Vermögen hast. Auch das aus der Kommode nimm mit dazu, und wenn du die ganze Summe zusammengerechnet hast, schreib auf das zweite Blatt oben groß Einnahme, darunter als ersten Posten Barbestand, in die Zahlenreihe kommt die Summe, die du gerade im Vermögen hast. Und so sollst du's von jetzt an mit jeder Einnahme, auch der kleinsten, machen. Ebenso von heute an schreib alle Ausgaben auf. Da sollen aber nicht Einnahme und Ausgabe wie Kraut und Rüben durcheinander stehen, sondern die ersten 10 Blätter in dem Buche bleiben für die Einnahme, der Rest ist für die Ausgabe. Wenn du nun wissen willst, wieviel du bar im Vermögen hast, dann machst du einfach unter die letzte Einnahme einen Strich, zählst die Summen zusammen, nachdem regelmäßig vorher schon jede Seite auf-

gerechnet und auf die folgende übertragen ist. Also etwa so sieht die letzte Seite aus:

		Übertrag M.	360.40
August	12.	Wochenlohn	16.—
„	„	Tagelohn der Frau auf dem Gut (3 Tage)	2.40
„	16.	Kalb verkauft	42.—
„	„	10 Eier	0.60
„	17.	Von den Kindern verdient für Pilze . .	0.45
„	19.	1 Pfund Butter verkauft	1.10
„	„	Wochenlohn	16.—
„	„	4 Tage Lohn von der Frau	3,20
„	22.	2 Hühner an den Händler	3.40
		Summa	445,55

Ebenso machst du's mit der Ausgabe:

		Übertrag M.	330.44
August	14.	3 Häringe	0.18
„	„	2 Pfund Zucker	0.48
„	15.	1 Briefmarke	0.10
„	„	Zwirn, Knöpfe, Nähnadeln	0.35
„	17.	In der Darlehnskasse Zinsen bezahlt . .	20.50
„	„	Sparkassenbuch	0.15
„	„	Eingezahlt auf dasselbe	10.—
„	18.	1 Pfund Reis	0.20
„	„	Ziegeln für den Stall	35.—
„	19.	2 Pfund Fleisch	1.40
„	20.	1 Paket Tabak, 2 Glas Bier	0.50
„	21.	1 Schulheft für Franz	0.10
„	„	Für Besohlen der Schuhe	1.80
„	22.	1 Pfund Kaffee	1.—
		Summa M.	402,20

Nun setzen wir Einnahme und Ausgabe untereinander:

Einnahme: M.	445.55
— Ausgabe: M.	402.20
mithin Bestand: M.	43.35

dann weiß man sofort, wieviel da sein muß: Ihr zählt, richtig die 43 Mark sind da und sollen nächste Woche auf den Schweinemarkt wandern, um als ein paar rundliche Läuferschweinchen wieder heimzukommen. Aber mit den Pfennigen

stimmt's nicht. Statt 35 bekommt ihr nur 20 zusammen, soviel ihr auch den Beutel umwendet und durchsucht. Schreiben wir also in Ausgabe: Nicht festzustellen M. 0.15. Wer nämlich nicht an das Anschreiben gewöhnt ist, vergißt leicht etwas. Wenn man sich aber vornimmt, es wird nicht eher zu Bett gegangen, bis alles aufgeschrieben ist, dann stimmt bald unsre Buchführung ganz genau.

Nun gibt's eine gewisse Sorte Schlauköpfe, die sagen: „Ach was! Ob ich aufschreibe oder nicht, das Geld wird doch alle!“ Eine großartige Weisheit! Dazu habe ich mehrerlei auf dem Herzen:

Einmal, so ein Ausgabebuch kann besser wirken als eine große Gardinenpredigt. Wenn man so die Reihe Ausgaben herunterliest, findet man das und jenes, was nicht nötig war. Glaubt's einem, der's selbst erlebt hat, solche Zahlen sehen einen mit besonderen Augen an.

Dann ist unser Ausgabebuch eine unentbehrliche Kontrolle für uns selbst. Da wundern sich immer die Leute, wohin das viele Geld geht. Seht in euer Ausgabebuch; da habt ihr's schriftlich.

Drittens: Unser Ausgabebuch ist Beweiskraft selbst vor Gericht. Nehmen wir an, einer ist leichtsinnig gewesen und hat eine Zahlung geleistet, ohne sich Quittung geben zu lassen; das kommt ja vor. Der Kaufmann hat's in seinem Buch nicht ausgetan. Es folgt Mahnung, Zahlungsbefehl, Klage. Da lege ich vor Gericht einfach mein Ausgabebuch vor, in welchem steht:

1903. 19. März	für einen Hut Zucker	M.	5.30
	1 Pfund Kaffee	„	1.—
	1 Sack Weizenmehl	„	13.20

Darauf fällt der Kläger hinein.

Unser Ausgabebuch sagt uns schließlich ganz genau: Sind wir vorwärts gekommen oder ist es rückwärts gegangen? Du brauchst nur einmal die Reihe der Ausgaben herunterzugehen und zusammenzuzählen, wieviel habe ich im vergangenen Jahr an der Schuld abbezahlt, die auf dem Häuschen steht, wieviel Neuanschaffungen sind im Haushalt gemacht, wieviel ist im Sparkassenbuch eingelegt; und es schadet gar nichts,

wenn einmal zusammengerechnet wird: Wieviel ist an Bier und Branntwein im vergangenen Jahr verbraucht worden?

Ist nun der Haushalt größer, so werden zwei Ausgabebücher angeschafft. Eins hat der Hausherr, da trägt er seine Sachen ein; das andre liegt in den Händen der Hausfrau, die ihre besondere Wirtschaftskasse führt.

Landwirte kaufen sich am besten gleich vorgedruckte Bücher für die ländliche Buchführung; die sind nicht teuer, und die Kosten werden durch Ordnung, Übersicht und Klarheit schon im ersten Jahre wieder eingebracht.

Handwerker auf dem Lande brauchen für ihr Geschäft auch eine Buchführung. Dazu folgende Erinnerung aus meiner früheren Gemeinde: Ein Maurermeister bat mich, ich möchte ihm doch Bücher zur rechten Buchführung in sein Geschäft besorgen. Die Landbuchhandlung Berlin SW 11, Dessauerstraße 14, sandte auch prompt für ganze M. 9.— drei Stück, ein Einnahme- und Ausgabebuch, ein Kontobuch, in welchem jeder Kunde seine eigne Seite bekam, links mit alphabetischem Verzeichnis, und schließlich ein Geheimbuch zur Aufstellung der Bilanz, der jährlichen Gewinn- und Verlustrechnung. Abgesehn davon, daß ein Geschäftsmann Ordnung halten und gesetzlich über den Stand seines Geschäfts am Jahresschluß sich Rechenschaft geben muß, hatte das Ding für unsren Maurermeister noch seinen besonderen Vorteil: Er war ein tüchtiger Meister, sein Geschäft ging gut. So kam auch nach Neujahr ein gepfefferter Steuerzettel. Dagegen reklamierte er, und er hatte mit seiner Reklamation Erfolg, weil er buchmäßig seinen Jahresumsatz und den daraus erwachsenen Verdienst nachweisen konnte! Herr Nachbar, Frau Nachbarin, könnt ihr das auch?

Gemeinsamer Einkauf.

„Schämt Euch, Euer Weib so zu prügeln, Schmidt", sagte der Gutsbesitzer zu seinem Knecht. Der sah finster mit versorgtem Gesicht zur Seite. „Warum habt Ihr sie denn geschlagen?" „Herr, ich kann's nicht schaffen!" „Was nicht schaffen?" „Das beim Kaufmann." „Schulden?" fragte der Gutsbesitzer weiter. „Viel! Die Alte hat geborgt und mir

nichts gesagt; weiß also nicht, ob's stimmt. Nun will er klagen." „Wieviel?" „M. 90.— und die Zinsen." „Seid Ihr der Einzige im Dorf, dem es so geht?" „Nein, von achten weiß ich's bestimmt, es können aber noch ein paar mehr sein." „Schmidt, holt Euch heut abend das Geld." Damit ritt der Gutsbesitzer in tiefem Sinnen weiter. Ein Jammer, diese elende Pumpwirtschaft, dachte er, man müßte was dagegen tun! Weil's ein rechter Herr seiner Leute war, blieb's nicht beim Vorsatz; es geschah wirklich etwas. In einfachster Form wurde eine Lebensbedarfsanstalt gegründet. Der Rechnungsführer auf dem Gut übernahm die Buchführung und das kleine Warenlager. In der Woche konnten Bestellungen seitens der Gutsarbeiter an ihn abgegeben werden. Am Sonnabend nachmittag werden die bestellten Waren ausgewogen und dem einzelnen Besteller ausgeliefert. Das dauerte bei 50 bis 70 Personen anderthalb Stunden. Die Beträge wurden gleich vom Lohn gekürzt; nur die notwendigsten Bedarfsartikel für den Haushalt wurden gehandelt, im ganzen ihrer 20, darunter neben Reis, Gries, Kaffee, Zucker, Petroleum auch Brot. Mit einer Mühle und einer Bäckerei konnte abgeschlossen werden, so daß allein von diesem einen Artikel an 25 Familien jährlich für 3000 Mark Brot, nebenbei bemerkt 40000 Pfund, umgesetzt und allein 1200 Mark gespart werden konnten. Die notwendigen Nebenkosten, Entschädigungen, Frachten u. s. w. wurden bequem aufgebracht, und den Beziehern, ausschließlich Gutstagelöhnern, konnte noch ein hübscher Gewinn als Weihnachtsgeschenk überreicht werden.

In einem andern Dorfe sind sie zur förmlichen Gründung eines Konsum-Vereins mit Vorstand und Statuten übergegangen. Die Gutsherrschaft stellte den Verkaufsraum und läßt die Buchführung durch ihre Beamten besorgen. Zweimal in der Woche nimmt die Gutskanzlei die Bestellungen an, die in einem Büchelchen notiert werden. Nur auf Grund dieses Belegs darf Ware abgegeben werden. Entweder wird in der Gutskanzlei gleich bezahlt, oder der Betrag am nächsten Lohntag in Abzug gebracht. Der Verein rentiert gut.

Wenn man bedenkt, daß die Preise für Kolonialwaren auf dem Lande schon höher sind als in der Stadt, und dazu

noch in Rechnung zieht, daß die Güte nicht entfernt dem Preise entspricht, so wird man gerne zugeben, daß durch solchen gemeinsamen Einkauf an Brot und Kolonialwaren von der einzelnen Arbeiterfamilie im Jahre hundert Mark bequem gespart werden können und, wie buchmäßig nachgewiesen ist, auch gespart worden sind.

Und nun noch ein recht einschneidender Punkt: die Feuerung. Einst hatten die Landleute das Recht, aus dem Walde ihren Holzbedarf frei zu entnehmen; eine neue Zeit hat mit diesen alten Rechten aufgeräumt. So muß also Holz gekauft werden. Das geschieht auf der Auktion. Wer schon dabei gewesen ist, weiß, wie's da hergeht; da wird unsinnig geboten, und wenn man den Schaden besieht, hat man den Meter auf M. 11.— getrieben und bleibt damit sitzen. Daß auf diese Art viel Geld hinausgeworfen wird, ist leicht einzusehen; aber wie das Ding bessern? Da muß ich von Raiffeisenvereinen erzählen, die im Elsaß den ganzen Holzbedarf im Dorf von Holzhändlern gekauft haben; eine Kasse z. B. übernahm allein 10 Doppelwaggons. Die Verteilung, Bezahlung, Einziehung der Beträge von den einzelnen Käufern besorgte auch der Raiffeisenverein. So wurde einem ganzen Dorf der Weg zur Auktion gespart, was für viele ein verbummelter Tag und unnötige Ausgaben bedeutet.

Gemeinsamen Kohleneinkauf im kleinen haben wir hier auch schon. Man muß den Anschaffungspreis und Heizwert in Rücksicht ziehn. Ist das Holz billig, kaufen wir keine Kohlen; kostet das Holz viel, ist die Anschaffung einer guten Hausbrandkohle einfach Pflicht, namentlich die Feuerung von Torf oder Briketts nebenbei. Holz muß fortgesetzt nachgelegt werden; haben wir ein Stück Torf zur Hand, so können wir auf Stunden Feuer halten und brauchen die Stube nicht zu überheizen.

Auf jeden Fall kann durch gemeinsamen Ein- und Verkauf von Brot, Kolonialwaren und Brennmaterialien gespart werden. Wer da gedankenlos kauft und borgt, verliert, kann viel verlieren. Wer gewissenhaft prüft und bar bezahlt gewinnt auf jeden Fall! Wieviel? Nicht unter hundert Mark in einem Jahre!

Segen der Genossenschaftsarbeit.

Herr Nachbar, eine Frage ganz im Vertraun: Habt ihr eine Darlehnskasse im Ort? Da lautet die Antwort verschieden: „Jawohl, seit 10 Jahren haben wir eine, und sie ist ein Segen für uns kleine Leute.“ Oder es heißt: „Eine Darlehnkasse? Nein, die brauchen wir nicht, wir haben Kassen genug in der Stadt: Sparkasse, Vorschußkasse, ich weiß nicht, wie die Dinger sonst noch heißen.“

An die, welche so reden, will ich jetzt heran und für sie jetzt ganz einfach ein Rechenexempel aufstellen. Also aufgepaßt: „Wie weit habt ihr's bis in die Stadt, zur Sparkasse?“ „Eine gute Stunde,“ wird mir zur Antwort. So also eine Stunde; sagen wir: Hin und her mit Aufenthalt in der Stadt drei Stunden. „Wann hat denn die Kasse in der Stadt auf?“ „Mittwoch und Sonnabend von zwei bis vier.“ Also mit der Nachmittagsarbeit für den Tag hat's geschnappt, wenn ihr in die Kasse wollt. Nun, nehmen wir einmal an, die Wiese muß bezahlt werden, die ihr auf der letzten Auktion gekauft hattet, Dazu müssen die Ersparnisse ran, die auf der Kasse liegen; aber das langt nicht, ihr braucht noch ein paar Hundert Mark dazu; die wollt ihr gleich von der Kasse mit borgen Da müßt ihr erst eimal hin und müßt den Antrag stellen. Schriftlich macht sich das nicht gut. Nun, das Geld wird euch zugesichert; es heißt: „Jawohl, holt's nächste Woche, bringt den Bürgen mit und unterschreibt den Schuldschein.“ Das war der erste verlorne Nachmittag. Die nächste Woche geht ihr, wie vorgeschrieben, mit dem Bürgen in die Stadt, da wird das Geschäftliche erledigt. Man kann aber nicht verlangen, daß der andre die Reise mit uns macht und obendrein noch für sich bezahlt. So geht's also in eine Wirtschaft: Da wird einmal getrunken, auch etwas gegessen. Das kostet knapp gerechnet eine Mark: dazu zwei verlorne, halbe Arbeitstage, auch zu je einer Mark gerechnet, kostet also der eine Tag schon drei Mark. Nun sind Zinsen zu zahlen. Man überläßt das nicht gern andern, will auch die Quittung gleich wieder mit nehmen; man macht den Weg also selbst. So gehn in jedem Jahr an zwei Zinsterminen immer ein halber Tag verloren, und

Unkosten gibt's noch obendrein. Ebenso geht's, wenn man den Kindern einmal etwas auf die Sparkasse tun will, immer der Weg in die Stadt.

Was ist nun dagegen zu tun? Sehr einfach: Eine Darlehnskasse im Orte gründen! Ja, das ist aber leichter gesagt als getan, wird mir eingeworfen. Also wenn keine Kasse in der näheren Umgebung ist, wo man mal sich erkundigen kann, ob das Ding recht ist, und ob die Leute zufrieden sind, dann schreibt man an den Generalverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland in Neuwied (Raiffeisen-Organisation) oder dem Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften in Darmstadt, welche gern die nächste Filiale mitteilen, und bittet die Filiale einfach um aufklärende Schriften. Die schicken die gern kostenlos; und man kann da leicht nachlesen, wie segensreich so eine Kasse fürs Dorf ist, und wie man's machen muß, um eine Genossenschaft zu gründen. Das liest man alles hübsch aufmerksam durch und gibt's weiter an solche Leute, die im entscheidenden Falle mit bei der Partie sind. Dann kommt die Versammlung. Am besten schreibt man da an die Filiale eines der Verbände und bittet: Schicket uns einen Redner, der's Herz auf dem rechten Fleck hat und unsern Leuten die Sache noch einmal besonders klar machen kann. Dann kommt ganz kostenfrei zur bestimmten Stunde so ein Herr, der gut Bescheid weiß, auch auf etwaige Einwürfe der Gegner richtig antworten kann, und nun geht die Versammlung los. Der Redner, den die Filiale geschickt hat, führt nun folgendes aus:

Früher hatten sie im Dorf den eignen Wald, die Allmende, das Gemeindeland. Leider haben wir's jetzt nicht mehr; denn eine frühere Zeit hat diese ehrwürdige Einrichtung nicht geachtet. Sparbüchsen für Notjahre waren's. Wir müssen aber wieder Gemeindeland schaffen. Solches Neuland ist die Darlehnskasse. Das klingt seltsam, ist aber wahr. Es ist ein großer Gedanke gewesen, daß jener Bürgermeister im Westerwald Friedrich Raiffeisen sich sagte: Wenn das Dorf und seine Bewohner Geschäfte, namentlich Geldgeschäfte machen wollen, dann muß der Nutzen von diesen Geschäften dem Dorf verbleiben und darf nicht in die Stadt abfließen. Was wir im Dorfe

verdienen, werde der Grundstock für ein neues Gemeindeland. Vom Dorf fließt sowieso genug Geld in die Städte ab; machen wir von jetzt ab wenigstens unsre Geldgeschäfte selbst. Daß dabei verdient wird, merken wir an den Kassen in der Stadt; die haben immer etwas übrig; die bezahlen ihre Beamten gut und rühmen sich ihrer hohen Dividenden. Wir Raiffeisenleute können Ihnen beweisen, daß die viereinhalbtausend Vereine, die bisher den Versuch gemacht haben, die Geschäfte des Dorfes das Dorf selbst besorgen zu lassen, alle gut abgeschnitten haben. Außerdem ist das Geldgeschäft nicht das einzige, was wir Raiffeisenleute treiben. Der deutsche Bauer, der kleine Mann können verlangen, daß sie für ihr gutes Geld auch gute, landwirtschaftliche Maschinen, vollwertigen, künstlichen Dünger und unverfälschte Futtermittel beziehen. Wir haben auch hier gelernt, daß Selbsthülfe das beste Mittel gegen alle die unverantwortlichen Ausbeutereien ist, womit die Stadt sehr oft das Dorf geschädigt hat. „Es dürfte Ihnen, meine Herrn", so fährt der Redner fort, „nicht allgemein bekannt sein, das mit jeder Filiale ein von Jahr zu Jahr sich steigernder Handel in Maschinen, Saatgut und Düngemitteln getrieben wird. Sie werden als neubegründeter Darlehnskassenverein Glied dieser großen, die ganze Provinz umspannenden Organisation. Natürlich können wir nichts verschenken. Aber Sie haben die Garantie, daß alles, was Sie von uns beziehen, gute, preiswürdige Ware ist. Auch auf unsere Kornhäuser weise ich hin. Wir haben jetzt angefangen, die landwirtschaftlichen Produkte, namentlich Getreide, selbst zu verwerten. Auch hierbei würde Ihre Mitarbeit willkommen sein. Im übrigen rate ich: Gründen Sie!"

Nun wird hin- und her geredet, auch der Begriff der unbeschränkten Haftpflicht noch einmal erläutert. Wir müssen uns darüber klar sein, was das ist. Wenn wir im Dorf die Geldgeschäfte selbst machen wollen, dann müssen wir denen, die mit uns arbeiten, auch eine Sicherheit, eine Bürgschaft geben. Jeder, der uns sein Geld auf Spareinlagen gibt, will's auch einmal wieder haben; auf unser schönes Gesicht allein borgt er nicht. Dafür muß sich naturgemäß dann die ganze Genossenschaft verbürgen; aber das ist nicht so schlimm, wie

es aussieht. Wenn richtig gearbeitet wird, kann nichts passieren; denn wir machen keine Geldgeschäfte, die wir nicht übersehn, die wir nicht verstehn. Wir spekulieren nie, wir unterschreiben keine Wechsel, wir wollen nur die Geschäfte des Dorfes im Dorf machen unter genauester Prüfung, ob so eine Sache reinlich ist und ob der Vorstand die Kreditgewährung verantworten kann.

Nun wird gegründet, und die Kassenstunden fangen an. Da merkt dann jeder, der's merken will: So eine Darlehnskasse ist eine glatte Sache: Habe ich Geld übrig, kann ich von meiner Arbeit auf 10 Minuten zur Kassestunde hingehen, kann selbst einzahlen, oder die Frau tut's; brauche ich Geld, so gehe ich zu den Vorständen der Kasse im Dorf und rede mit ihnen ungefähr so: „Ich brauche Geld." „Wieviel?" fragt der Vorsteher. „200 Mark." „Wozu?" „Ziegelsteine für meinen neuen Stall muß ich kaufen." „Auf wie lange?" „Auf zwei Jahr. Jährlich will ich 100 Mark abzahlen." „Wer ist Bürge?" „Kasper Schmidt." Dann stellt der Vorsteher in der nächsten Sitzung oder in vertraulicher Ansprache mit den andern Vorstandsmitgliedern folgendes fest: „Fritz Schneider will 200 Mark zu einem neuen Stall auf zweijährige Raten unter Bürgschaft von Kasper Schmidt haben. Wie denkt Ihr im Vorstande darüber?" Dann heißt's entweder: „Der Schneider ist ein ordentlicher Kerl, der Bürge ist gut. Er soll das Geld haben." Oder „Schneider ist ein Leichtfittig; da fällt der Bürge wahrscheinlich herein, damit wollen wir nichts zu schaffen haben."

So ist die Darlehnskasse gleich ein kleiner Gerichtshof über die wirtschaftliche Tüchtigkeit des einzelnen. Bankerotteuren kann die Darlehnskasse auch nicht helfen, aber wo ein ordentlicher Kerl ehrlich sich plagt, da wird schon einmal Rücksicht genommen und ein Auge zugedrückt und ihm auch einmal ein größerer Kredit eingeräumt, als er eigentlich verdient. — So will die Darlehnskasse die Geldkräfte des Dorfes zusammenfassen, glaubt mir's, ihr wundert euch, wieviel Geld eigentlich noch im Dorfe steckt, was arbeiten kann und bisher nutzlos gelegen hat.

Und wenn beim einzelnen Dorf der Umsatz bald in die

Zehntausende, ja in die Hunderttausende geht, was muß man erst für Respekt vor der Geldkraft des deutschen Bauernstandes bekommen, wenn man die Rechenschaftsberichte der Zentralkassen in Neuwied und Darmstadt durchsieht. Da geht der jährliche Geldumschlag gar in die Hunderte von Millionen Mark! Leider hatte sich das deutsche Genossenschaftswesen bisher in zwei getrennten, großen Verbänden organisiert; die machten sich gegenseitig Konkurrenz und erschwerten sich gegenseitig das Geschäft. Nun sind sie einig geworden, arbeiten miteinander. Will's Gott bedeutet dieser Zusammenschluß eine neue Kräftigung des Genossenschaftsgedankens, der immer weiter aufs Land in jedes deutsche Dorf getragen werden muß.

Schließlich muß ich noch vor einer Enttäuschung warnen: Stellt euch den Gewinn so einer Darlehnskasse nicht zu hoch vor. Anfangs ein paar Mark, aber das kommt bald anders; und wie schön ist's, wenn ein stattlicher Reservefonds bereit liegt, der für Wohlfahrtszwecke im Dorf flüssig gemacht werden kann, daß ihr für die Kinderbewahranstalt, die Wasserleitung oder für besondere Nöte im Dorf einmal etwas übrig habt. Also gründet die Kasse, wagt den Schritt, es wird euch nicht gereuen.

Ein Wort an die Prozeßhansl.

Also die Sache war so gewesen: Frau Meyer hatte es zur Frau Schulze über die Frau Schmidt gesagt. Was sie eigentlich gesagt hatte, mußte etwas ganz Schlimmes sein; denn die Frau Meyer hatte ganz leise gesprochen, und die Frau Schulze hatte verständnisinnig genickt. Natürlich wurde die Sache unter dem Siegel der Verschwiegenheit weitergetragen, und schließlich hatte es die Frau Schmidt glücklich wieder erfahren. So hatte es also einen Klatsch gegeben, die Männer hatten sich hineingemischt, gute Freundinnen hatten noch ein „Scheitchen angelegt", und das Ende vom Liede war eine Beleidigungsklage. So bekamen die Advokaten das Ding in die Hand. Da hagelte es erst einmal Kostenvorschüsse, auch wurde von der andern Partei Gegenklage erhoben, die Schmidten sollte über den Haushalt

von Meyers auch was gesagt haben; kurz das Ding wäre gar nicht abzusehn gewesen, wenn nicht der Herr Amtsgerichtsrat, der recht hitzig sein konnte, nach einer letzten vergeblichen Mahnung zum Vergleich einfach Frau Meyer wegen Beleidigung zu 20 Mark und Frau Schmidt zu 15 Mark Strafe verknackt hätte; die Kosten hatten beide zu teilen, und das von Rechts wegen.

So wanderte ungefähr der Erlös für das verkaufte Schwein von Schmidts zum Advokaten und ins Gericht, und bei Meyers mußte das Stierkälbchen aus dem Haus. Denn der stramme Bote des Gerichts hatte grob, wie solche Leute nun einmal sind, mit Pfändung innerhalb 8 Tagen gedroht. Beide hatten also Haare lassen müssen; aber die Wut und der Ärger aufeinander blieb.

Hütet euch vorm Prozessieren. Der ist am besten dran, der mit dem Gericht gar nichts zu tun hat. Das sage ich aus guter Erfahrung; denn ich habe in meinem Leben schon manches Wörtchen zum Frieden geredet. Was habt ihr denn davon, wenn so ein altes Klatschmaul für eine ungewaschene Äußerung über euch einmal ein paar Mark aufgebrummt kriegt? Im besten Falle ein bißchen Schadenfreude und selbst viel Ärger und Verdruß, weiter nichts. Aber eine Feindschaft fürs Leben werdet ihr nicht wieder los; ihr müßt aneinander vorbeisehn und wohnt doch im selben Dorfe und könnt euch täglich begegnen!

Aber da kann man reden, was man will, die Lust am Prozessieren liegt vielen Leuten im Blut. Sie täten aber viel, viel besser, sie hingen nicht soviel Zeit und Wege dran, sondern kümmerten sich um ihre Hantierung; dann kämen sie besser vorwärts. Wer im Gericht als Prozeßhansel ein- und ausgeht, bei dem wird's daheim ganz gewiß nicht mehr. Der Klügere gibt nach, der Klügere muß auch einmal schweigen können, wenn so ein mächtiger Klatsch das Dorf durchzieht. Der geht bald wieder vorüber, wenn wir uns nichts vorzuwerfen haben. Aber da hängt's oft! Wir sind selbst nicht ohne Tadel, und wir denken, die andern merken's nicht, wenn wir nur recht laut mitschreien und tüchtig über die andern herfallen. Nein, dadurch wird's bei uns nicht besser! Aber besser muß es

werden, wenn wir uns vornehmen: Stille will ich sein. Stille will ich meinen Weg gehn und mich in Frieden mit meinem Gegner auseinandersetzen. Vor allem will ich nie prozessieren!

Nun gibt's ja Rechtsfragen und besondere Fälle, wo jeder unter uns einmal den Rat eines sachkundigen Mannes braucht; ich denke an den Viehhandel, Erbschaftsfragen, Kauf, Verkauf, Gesindeordnung und andres mehr. Solchen Rat können wir uns ganz billig verschaffen; wir brauchen nur auf der Post für vierteljährlich 60 Pfennige den Deutschen Dorfboten oder die ganz gleiche Deutsche Dorfzeitung zu bestellen (ins Haus gebracht 72 Pfg.); in diesem Blatte, das alles bietet, was wir Landbewohner brauchen, wird unter der Überschrift „Unser Rechtsrat" jedem Leser kostenfrei Rat in Rechtsfragen erteilt. Man braucht nur einen Briefbogen herzunehmen und auf ihm unter genauer Schilderung des Falles Herrn Obersekretär Heitz, Bochum-Ehrenfeld, Westfälische Straße 15 um Auskunft zu bitten. Beigefügt muß sein eine 10 Pfennigmarke und die Bescheinigung, daß der Anfragende wirklich Leser des Deutschen Dorfboten ist. Dann wird im Briefkasten der beiden Blätter kostenlos geantwortet; will der Fragesteller aber die Antwort sehr schnell direkt im Briefe zugesandt haben, dann muß er freilich zur Entschädigung des Rechtsrat 1 Mark mitsenden. — Es braucht nicht weiter betont zu werden, daß diese nun schon seit vielen Jahren bewährte Art, sich Rechtsrat zu erbitten, viel billiger ist, als wenn wir eine Reise in die Stadt machen und dort den Rechtsanwalt befragen.

Vom Viehhandel und der Gewährschaft.

Vom Viehhandel müssen wir auch miteinander reden. Bist du kein Großbauer, so bist du doch froh, daß du's wenigstens zu einer Kuh gebracht hast. Eins möchte ich dir im voraus raten, kaufe keine Kuh, wenn du das Geld nicht bar bei einander hast; denn sonst wirst du abhängig. Bleib lieber Besitzer von zwei oder drei stolzen Ziegen und rechne dir's aus: Habe ich genug, um nun auch noch eine Kuh satt zu bekommen? Wenn nicht, laß die Finger davon! Denn es

springt nicht's heraus, wenn du Heu und Stroh kaufen mußt, um das Tier zu erhalten.

Also spar erst auf ein Stück Wiese oder Land, und wenn du die Gewißheit hast, am Ende wird's reichen, dann kauf die Kuh. Es wird ein Freudentag fürs ganze Haus, wenn du vom Markte kommst und bringst das eigen erworbene Stück in den neu hergerichteten Stall. Wenn du nichts davon verstehst, nimm aber ja einen mit, der dir gut rät. Du weißt selbst, im Viehhandel wird zünftig betrogen; darum mach die Augen besonders auf und laß dir beim Kauf Gewährschaft geben. Das Wort „Gewährschaft" wird in Versammlungen, in Zeitungen und auch sonst uns vielfach erklärt, es mag aber nichts schaden, wenn hier das Hauptsächliche noch einmal wiederholt wird. Also, wir unterscheiden Hauptmängel, auf Grund deren man den Kauf kraft des Gesetzes rückgängig machen kann, und andre Mängel, bei denen das nicht der Fall ist.

Man unterscheidet Hauptmängel bei Nutz- und Zuchttieren und Hauptmängel bei Schlachttieren.

I. Hauptmängel bei Nutz- und Zuchttieren sind:

1. beim Pferde (sowie beim Esel, Maulesel und Maultier): Rotz (Wurm), Dummkoller, Dämpfigkeit, Kehlkopfpfeifen, Krippensetzen, periodische Augenentzündung;

2. beim Rindvieh: Tuberkulöse Erkrankung, sofern dadurch eine allgemeine Beeinträchtigung des Nährzustandes des Tieres herbeigeführt ist, Lungenseuche;

3. bei Schafen: Räude;

4. bei Schweinen: Rotlauf, Schweineseuche (Schweinepest).

II. Hauptmängel bei Schlachttieren sind:

1. Bei Pferden (Eseln, Mauleseln, Maultieren): Rotz.

2. Beim Rindvieh: tuberkulöse Erkrankung, wenn dadurch mehr als die Hälfte des Schlachtgewichts als Nahrungsmittel ungeeignet oder minderwertig ist.

3. Bei Schafen: allgemeine Wassersucht, d. h. wassersüchtiger Zustand des Fleisches.

4. Bei Schweinen: tuberkulöse Erkrankung, wenn dadurch mehr als die Hälfte des Schlachtgewichts als Nahrungsmittel ungeeignet oder minderwertig geworden ist. Ferner Trichinen, Finnen.

Der Kauf kann aber wegen eines dieser Hauptmängel nur dann rückgängig gemacht werden, wenn der Mangel innerhalb einer be-

stimmten Zeit, der sog. Gewährfrist, von dem Tage der Übernahme des Tieres an gerechnet, eintritt.

Diese Gewährfrist umfaßt bei den meisten Hauptmängeln einen Zeitraum von 14 Tagen; nur drei Hauptmängel machen eine Ausnahme, nämlich: Für die Lungenseuche des Rindviehs ist eine Gewährfrist von 28 Tagen, für den Rotlauf bei Schweinen eine solche von nur 3 Tagen und für die Schweineseuche eine solche von 10 Tagen bestimmt.

Wenn sich nun einer der oben genannten Hauptmängel bei einem von mir gekauften Tier innerhalb des Zeitraums, der als Gewährfrist bestimmt ist, zeigt – in der Regel also innerhalb 14 Tagen nach Übernahme des Tieres — so bitte ich den Tierarzt, das festzustellen. Wird ein derartiger Hauptmangel später, also nach Ablauf von 14 Tagen festgestellt, so kann ich nicht gegen den Verkäufer vorgehen. Also, ist ein Hauptmangel festgestellt, so zeige ich das sofort, spätestens aber 2 Tage nach Ablauf der Gewährfrist, dem Verkäufer an und fordere ihn mittelst eingeschriebenen Briefes auf, das Tier zurückzunehmen und mir den gehabten Aufwand für Futter, Pflege, tierärztliche Untersuchung und Behandlung zu ersetzen. Antwortet er nicht oder macht er Ausflüchte, so verklage ich ihn durch den Rechtsanwalt. Diese Klage muß 6 Wochen nach Ablauf der Gewährfrist eingereicht sein, sonst verliere ich den Prozeß. Ich verliere ferner, wenn das Tier innerhalb der Gewährfrist stirbt, und ich nicht sofort, spätestens aber drei Tage nach erfolgtem Tode oder einer tierärztlich angeordneten Schlachtung dem Verkäufer Mitteilung gemacht habe. Das geschieht, wenn der Verkäufer nicht am Orte wohnt, am besten mittelst eingeschriebenen Briefes.

Wegen anderer Mängel, die nicht Hauptmängel sind, beispielsweise das Lahmen eines Pferdes, kann ich den Kauf nicht rückgängig machen, es sei denn, der Verkäufer hat mir beim Verkauf vor Zeugen auf meine Frage hin versichert: Das Pferd hinkt nicht. Macht der Verkäufer auf meine Frage nach einem bestimmten Mangel ausweichende Redensarten, sagt er beispielsweise: „Ich verkaufe Ihnen ein wunderschönes, ein tadelloses Pferd!" so zieht das vor Gericht nicht. Soll der Verkauf rückgängig gemacht werden, ich wiederhole noch-

mals, so muß die bestimmte Zusicherung, daß das Tier einen von mir genannten Fehler nicht besitzt, vom Verkäufer abgegeben sein.

Um einen Prozeß zu vermeiden, der regelmäßig Ärger und Unkosten mit sich bringt, empfiehlt es sich immer, sich außergerichtlich zu vergleichen. Aber aufgepaßt, daß so ein gerissener Händler uns nicht hinhält und hinhält, bis die 6 Wochen herum sind. Man kann ruhig einstweilen die Klage einreichen und sich während des Prozeßes noch vergleichen.

Mach's aber nicht so, wie man's in unsern Dörfern immer wieder erleben muß: Da kommt der freundliche Händler und stellt ein Stück in den Stall des Bauern Schmidt; der Mann ist prügelwert dumm, daß er sich das gefallen läßt, oder er muß. Denn er steht bei dem Händler gehörig in der Kreide. Um Gotteswillen nur das nicht; da kommt selten einer wieder heraus! Da kann's dann passieren, daß das magere Stück bei Schmidt etwas mehr geworden ist; da stellt sich dann recht bald auch der freundliche Händler ein und sagt: „Bezahle mir gleich die ganze Summe, die ich noch zu bekommen habe; ich brauche mein Geld". Der Herr Schmidt ist sonst ein recht stolzer Mann, das Mal aber tut er recht unterwürfig und bittet: „Stunde mir's noch auf ein paar Monate". Darauf meint dann der andere: „Weil du's bist! Aber das Stück in deinem Stall brauche ich wo anders hin; ich will dir ein andres geben". So holt er die bessere Kuh und stellt natürlich eine schlechtere ein. So wird dann weiter getauscht und gehandelt, und der Herr Schmidt, der sonst ein sehr gescheuter Mann ist, merkt nichts oder ballt die Hände in der Tasche und darf nichts merken; denn sonst wär's mit ihm aus.

Also wenn du Vieh kaufst, bezahle bar, sieh dich auch selbst danach um und laß dir's nicht auf den Hof bringen; auch das Geld kannst du sparen. Tritt auch dem Viehversicherungsvereine im Dorfe bei; das sind Abgaben, die machen sich bezahlt. Wenn du verkaufen willst, nur gegen bar. Aber nie tauschen und nicht handeln! Das will gelernt sein, und mancher, der meint, er kann's, wird doch noch übers Ohr gehauen. Das Vieh ist die Sparbüchse des kleinen Mannes. Halte es gut; pfleg's treulich; dann kommst du vorwärts.

Was die Viehwage einbringt.

Um unser Dorf haben die Fleischer eine Zeitlang einen großen Bogen gemacht und nichts da gekauft; der Grund war sehr einfach: wir hatten nämlich eine Viehwage angeschafft. Früher, wo „über den Kopf“ gehandelt wurde, waren die Herren immer da; und so einer, der im Viehkauf alt geworden ist, verschätzt sich so leicht nicht zu seinem Schaden. Da haben die „dummen Bauern“, wie die Städter geschmackvoll sich ausdrücken, mächtig Haare lassen müssen. Jetzt steht im alten Brauhaus neben der Gemeindespritze die Zentisimalwage. 10 Pfennige kostet die einzelne Wägung, und nur ganz Dumme oder die Übergescheiten denken, die 10 Pfennige Wiegegebühr kannst du dir schenken. Die andern verkaufen kein Stück mehr, ohne die Wage zu benutzen. Das hat die Fleischer und Händler eine Zeitlang verdrossen, und sie schnitten das Dorf. Nachdem aber die Nachbargemeinden auch so gescheit geworden waren und sich eine Wage angeschafft hatten, haben die Herren den Weg wieder gefunden. Wir halten's hier so: Die Viehwage hat 160 M. im Raiffeisenlager gekostet; die Gemeinde verbürgte sich für diese Summe, gibt den Raum umsonst und stellt den Wiegemeister an; der ist für die Wage und das Wiegegeschäft verantwortlich; er hat den Schlüssel, wiegt selbst und stellt auch Bescheinigungen über das Wiegeergebnis aus; dafür bekommt er als Entgelt die Hälfte aller Gebühren, worüber er sorgfältig Buch zu führen hat. Die andre Hälfte der Einnahmen dient zur Verzinsung und Tilgung des aufgenommenen Kapitals. Ich rechne, daß durch eine Gemeindeviehwage einem großen Dorf gegen früher erhalten bleiben jährlich 1000 M.

Natürlich kann die Viehwage allein uns gegen Betrug und Übervorteilung auch nicht schützen, sondern wir müssen die Augen selbst aufmachen und vor allem über Preis und Preisschwankungen unterrichtet sein. Vor allem sollte die Abteilung im Deutschen Dorfboten unter dem Briefkasten, wo die Marktberichte abgedruckt sind, recht genau studiert werden. Können wir auch Berliner Preise nicht auf unserm Dorfe fordern, so gibt ein ständiges Vergleichen mit heimischen Preisen uns

doch den Anhalt, aus den amtlichen Notierungen den richtigen Wert für unser Dorf feststellen zu können. So gerüstet wollen wir unsre Viehwage nützen zum ehrlichen Handel!

So ein Schwindel!

Frau Schmidt ist eine ganz gescheute Frau, sie hält's zusammen, wo sie kann; sie hat's aber auch nötig, denn er ist kein großer Bauer, sondern Arbeiter auf dem Gut. Nun wird bei Schmidts ein Kind krank; zum Arzt wird da nicht gleich geschickt. Schließlich ist's aber doch nicht anders zu machen; der kommt, zuckt die Achseln, sagt nicht viel, verschreibt etwas und geht wieder. Die Krankheit aber will nicht weichen. Da kommt die Nachbarin mit einem Zeitungsblatt, jeden Tag mindestens 8 Seiten, kostet vierteljährlich nur 1 Mark; man begreift nicht, wie's die Leute überhaupt so billig liefern können. Die Nachbarin zeigt auf eine Anzeige; die lautet folgendermaßen:

> „Von tödlicher Krankheit schnell und vollständig geheilt, erbiete ich mich aus Dankbarkeit der leidenden Menschheit kostenlos Rat zu erteilen." Folgt Unterschrift und Adresse. Darunter steht noch: „Tausende von Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung".

„Kostenlos", sagt Frau Schmidt nachdenklich. „Der Doktor nimmt für den Besuch 3,50 M., die Apotheke kostet auch Geld; das wird probiert." Nun weiß man ja schon, wie's weitergeht: Kostenlos ist der Rat, aber die Medizin kostet natürlich Geld. Himmel, wie werden wir dummen Bauern drangekriegt; aber gutwillig wird da in den Beutel gegriffen, wenn auch die Pulle Medizin, die der Apotheker für 30 Pfennige bestellt, gut und gerne fünf Mark oder noch mehr kostet. Na, wir wollen einmal annehmen, der Patient wäre ein bißchen besser geworden, ein neuer Brief an den kostenlosen Wundermann in der Stadt, eine neue Flasche Medizin; diese natürlich nicht kostenlos! Dazu sage ich: Der Hausarzt, der den Kranken gründlich untersucht hat, hätte das ganz gewiß auch gekonnt; aber das Auswärtige, das Geheimnisvolle, das reizt die Leute, und

die Dummen werden nicht alle! Mundus vult decipi, sagt der Lateiner, die Welt will betrogen sein und „So ein Schwindel“! sagt der Kluge. Dazu zwei niedliche Geschichten:

In unsrer Familie war ein junger Mensch an Tuberkulose erkrankt, zu deutsch Lungenschwindsucht, Auszehrung. Man sah den Tod vor Augen. Da kamen dann auch die guten Freunde und wußten ein Geheimmittel, das unfehlbar hülfe. Der Vater des Kranken wendet sich schweren Herzens an die angegebene Adresse und bekommt als Antwort von dem noblen Herrn Geheimmittelfabrikanten ein Schreiben: „Selbstverständlich können Sie das Mittel haben, aber unter der einen Bedingung: Vorher stellen Sie mir ein Attest aus, daß das Mittel geholfen hat, dann geht's Ihnen sofort zu.“ — Wer noch nicht weiß, wie all die tausende von Anerkennungsschreiben zustande kommen, hier hat er einen kleinen Einblick in ihre Fabrikation.

Noch so etwas: Ein Geheimmittelfabrikant, dessen Erzeugnisse auch unter das Wort Schwindel gehören, gibt jährlich, sagen wir mal, knapp 10000 Mark für Reklame aus, eher mehr als weniger. So ein Volksaussauger kommt auch zum Vetter Klaus nach Berlin und sagt: „Lieber Herr Redakteur, Eure Deutsche Dorfzeitung wird im Lande in vielen tausend Exemplaren gelesen, das imponiert mir!“ „Mir nicht“, denkt Vetter Klaus, „es könnte noch 10 mal soviel sein.“ „Darum möchte ich gern annoncieren!“ Das hört natürlich Vetter Klaus gern; denn keine Zeitung kann heutzutage ohne Anzeigen bestehn. „Ich möchte annoncieren: Drei kleine Anzeigen 8 Zeilen stark.“ Vetter Klaus freut sich noch immer und denkt: Kostet, die Zeile zu 40 Pfennige, 8 mal 40 gleich 3,20 M., gibt summa summarum 9,60 M. Kleinvieh macht auch Mist! „Sehr angenehm“, sagt Vetter Klaus, worauf der andere fortfährt: „Für diese drei kleinen Anzeigen biete ich 500 M. – wörtlich fünfhundert Mark.“ Da wird Vetter Klaus doch stutzig und sagt: „Die fünfhundert Mark könnte ich recht gut gebrauchen, aber dürfte ich wohl die Anzeige erst einmal sehen? Da stand ganz klipp und klar, daß der Universalbalsam, destilliert aus den edelsten Kräutern aller Zonen, unfehlbar alle Krankheiten heilt, so daß sich Vetter Klaus nur wundern mußte, daß es

überhaupt noch einen Tod auf der Welt gab. Die Anzeige sehn, den Kerl beim Kragen kriegen und rausschmeißen war natürlich eins. Denn so ist Vetter Klaus nicht gebaut, daß er aus vollem Halse schreit: „Kampf gegen Schwindel in jeder Form und gegen das Aussaugen des deutschen Landvolkes", und andrerseits denkt, wie jener Kaiser, der in Rom die Aborte besteuert hatte und einem, der meinte, die duftigste Steuer wäre das gerade nicht, ganz gelassen ein Geldstück unter die Nase hielt und meinte: „Non olet; daran riecht man nichts."

Aber, liebe Leute, wieviele deutsche Zeitungsverleger und Kalenderfabrikanten gibt's, die kein so strenges Gewissen haben und auch denken: Non olet! Der Hundertmarkschein für die Anzeige, der riecht nicht. Aber wir Bauern müssen's bezahlen. Haltet euer Geld zusammen und fallt doch auf den Schwindel in den Annoncen nicht herein! Da gibt's Heilmittel für die Trunksucht. Schwindel! Gewohnheitssäufer werden nur in Anstalten geheilt. Da gibt's Schönheitsmittel für unsere Mädchen. Schwindel! Das beste Schönheitsmittel bleibt immer Waschlappen, gewöhnliche Seife und — frische Luft. Da gibt's gar Barterzeugungsmittel. Schwindel! Hühnermist hilft genau sowenig oder soviel wie diese Salben oder Mixturen. Da gibt's das große Heer der Geheimmittel! Schwindel! Die helfen euch ganz gewiß nicht, sondern nur den Gaunern von Fabrikanten oder Händlern, die noch über euch lachen. In das Kapitel gehören auch die Vieh- und Mastpulver. Schwindel! Papier ist geduldig, das Bild von einer dicken Sau oder einem feisten Rind kostet nicht viel; euer Vieh macht's ganz gewiß nicht fett, sondern nur den Händler!

Es gibt ein paar gute Hausmittel: Kamillentee, Lindenblütentee, Choleratropfen u. s. w.; die hält man ständig im Haus, damit fängt man an, eine etwaige Krankheit zu bekämpfen; wird's schlimmer, wartet nicht zu lange mit dem Arzt, und wenn ihr ihn holt, traut dem Manne; dann seid ihr schon halb gesund. Denn das Vertrauen ist eine wunderbare Sache. Seht, darin liegt ja mit die Macht der Geheimmittel. Man glaubt, es muß helfen, dann hilft's auch ganz gewiß. Auch ein Gang in die Apotheke lohnt sich. Die Giftmischer darin

wissen zumeist ganz gut Bescheid. Es ist auch viel billiger, wenn's Hausmittel sein müssen, dort zu kaufen, als beim Wunderdoktor in der Stadt.

Gesundheit gehört auch zum Glück auf dem Lande. Wenn wir verständig leben, können wir sie uns erhalten; wenn also einmal eine Krankheit uns oder die Unsern befällt, dann gehn wir in die rechte Schmiede, – fallen nicht auf schöngesetzte Anzeigen herein, fragen uns: Kann ich wohl durch offenkundigen Schwindel gesund werden?

Feuer-, Hagel- und Lebensversicherung.

Eine Zeitungsnotiz: „Im Dorfe Wiesenfeld brach durch Spielen von Kindern mit Streichhölzern Großfeuer aus; zerstört wurden drei Hofraiten mit zugehörigen Ställen und Scheunen. Bedauerlicherweise haben die Abgebrannten, zwei kleinere Landwirte und ein Gutsarbeiter, überhaupt nicht versichert." Was umschließen diese dürren Worte nicht für eine Summe von Sorge, Elend und Not. Soweit ist der Staat ja bereits, daß er den einzelnen Hausbesitzer zwangsweise zur Gebäudeversicherung heranzieht; von Rechts wegen sollte er die Leute auch zwingen, daß sie ihr Vieh, ihre Möbel und die Futtervorräte durch eine kleine Prämie gegen Brandgefahr versichern. Diese Steuer ist nicht groß, die jährlichen Beiträge wiegen nicht entfernt die Leistungen bei einem Brandschaden auf. Schon vielen habe ich zur Feuerversicherung geraten, aber was hört man da nicht alles? Schmidt sagt: „Der Müller ist nun schon seit 20 Jahren bei derselben Gesellschaft versichert, jährlich zahlt er M. 3.60, macht bisher M. 3.60 × 20 = M. 72; — die habe ich gespart!" Darauf sage ich erst einmal: „Aufzählen! Wo sind die M. 72?" Und dann sage ich weiter: „Wieviel mal konnte der Müller denn in den 20 Jahren abbrennen? War's denn so ganz ausgeschlossen, daß ein Bube aus der Nachbarschaft ein Sedanfeuerchen in seiner Scheune schürte und damit einen Hausbrand verursachte? Und wie beruhigend ist es, wenn dann der Vater die Mutter trösten kann: „Alte, sei still, wir schaffen's neu, wir bauen's wieder auf, es ist ja versichert!"

Also tragt die Last und versichert bei einer guten Gesellschaft; gegen Rückschlag und Unglücksfall seid ihr dann gedeckt!

Zweitens, die Hagelversicherung. Da sagt Arbeiter Müller: „Ich habe nur 500 Mark jährlich Einkommen; mit der Hagelversicherung wollen wir's lassen, die kann ich nicht erschwingen. Außerdem hat's seit langen Jahren hier nicht gehagelt." Dagegen sage ich: „Hagelsicher ist im deutschen Vaterlande überhaupt keine Gegend; es gibt Striche, namentlich im Nordosten der Gebirge, da prasselt's alle paar Jahre einmal, es gibt namentlich in der Ebene Gegenden, wo seit Jahrzehnten nichts vorgekommen ist. Also . . ." „Versichere ich nicht", unterbricht mich Müller. „Versichere ich doch", sage ich dazu. „Daß es eine ganze Zeit nicht gehagelt hat, ist kein Beweis gegen meine Bitte. Denkt doch einmal, was werden soll, wenn Euer Kartoffelfeld Euch vollständig verhagelt!" „Die stecken in der Erde", sagt Herr Müller. „Ach schwätzt doch nicht, ich weiß ganz genau, daß Hagel im Sommer kommt, wo noch kein Kartoffelansatz stattgefunden hat, und wenn das Kraut vernichtet ist, bleiben die Kartoffeln von selbst aus. 60 Sack sind wohl Eure durchschnittliche Jahresernte. Das wißt Ihr ganz genau, wie die Euch fehlen. Ihr müßt davon leben, und mit dem Aufziehen von ein paar Schweinchen für das Jahr hat's geschnappt. Das gibt also bei einem richtigen Hagelwetter einen Rückschlag von mindestens 150 Mark. Eure Prämie würde jährlich 2 Mark betragen; so könntet Ihr also 75 Jahre zahlen, ehe Ihr den Schaden decktet, den ein Hagelwetter Eurer Landwirtschaft zufügt. Und ob in den letzten 75 Jahren die Flur nicht zwei, auch dreimal verhagelt ist, darüber befragt Euch bei alten Leuten; die werden Euch dann erzählen, wie das Obst von den Bäumen geschlagen, die Ähren in den Acker gestampft, die Kartoffeln im Kraut vernichtet wurden."

Nun denkt gewiß mancher: Gewiß, versichern muß ich; das sehe ich ein, aber wo? Darauf gebe ich eine bestimmte Antwort nicht, bemerke aber, daß die großen deutschen Hagelversicherungen auf Gegenseitigkeit einander an Güte ungefähr gleichstehn. Praktisch erscheint mir, daß beispielsweise von der Norddeutschen Gesellschaft sogenannte Gemeindeversicherungen eingeführt sind; das hat mancherlei Vorzüge: Nicht die einzelne



Police für den einzelnen Landwirt braucht ausgestellt zu werden; für die Gesamtheit der in der Gemeinde ansässigen Versicherungsteilnehmer genügt die eine; die Prämien werden durch den Vertrauensmann im Ort eingezogen, der auch bei der Abschätzung etwaiger Hagelschäden seine Stimme mit abzugeben hat.

Drittens die Lebensversicherung: Zwei Nachbarn wurden von einem Agenten zu gleicher Zeit bearbeitet; da wurde es einem ganz unheimlich vor den vielen Zahlen: Versicherungskapital, Prämien, Zusatzprämien, Rückvergütung, und was noch mehr solcher versicherungstechnischer Ausdrücke sind, die unsereins nur schwer versteht. Der eine Nachbar sagt: „Ich bin kerngesund, mir fehlt nichts; also ich will nicht!" Und der andere Nachbar sagte: „Ich bin kerngesund, mir fehlt nichts, aber ich will!" So versicherte der eine sein Leben und wurde von dem andern noch aufgezogen: „Siehst du, nun bezahlst du jedes Vierteljahr deine 9 Mark 60 Pf.; wenn du die auf die Sparkasse tätst". . . . „Na, was wäre denn da?" „Da hättest du allein in den 20 Jahren ohne die Zinsen beinahe 800 M.!" Da sagte der andre nur „Wenn", und ging seiner Wege. Drei Jahre später war der Nichtversicherte an einer Nierenkrankheit gestorben, und es hätte der zahlreichen Familie des Entschlafenen recht gut getan, wenn sie sofort die Summe von 1000 M. zur freien Verfügung ausbezahlt erhalten hätte. Der andre aber ist immer noch kerngesund und zahlt pünktlich jeden Ersten im Vierteljahr seine M. 9,60 ein, und er freut sich, daß die 12 Wartejahre schon herum sind und in 8 Jahren das Kapital von 1000 M. gezahlt wird. Wenn er's nicht erlebt, erhält es seine Familie schon früher, erlebt er's, dann werden die tausend Mark zur Ausstattung der Tochter oder beim Selbständigmachen des zweiten Jungen sehr mithelfen!

Ich weiß nun sehr genau, daß ich nicht jeden überzeugen kann und überzeugen werde. Zweck dieser Zeilen ist die herzliche Bitte: Weist doch nicht von vornherein gleich den Gedanken einer Lebensversicherung weit ab, sondern überlegt erst einmal in aller Ruhe den einen Gesichtspunkt: Jede Lebensversicherung ist eine Zwangssparkasse! Gewöhnlich stellt sich neben jede Einnahme gleich die Ausgabe und verlangt: Her

mit dem Geld! Wenn aber am Monatsersten die Prämie fällig ist, dann muß es einfach heißen: Das andre hat alles Zeit; erst wird die Lebensversicherung bezahlt! Und wenn man das sich vornimmt, dann geht es auch! Einen Segen wollen wir darin sehn, daß der Zwang da ist: Spar, leg zurück, du mußt!

Versicherungen sind noch mancherlei Ausgestaltung möglich: Ich kann meine Kinder versichern, den Sohn, daß er Geld in die Hand bekommt, wenn er 20, 25 Jahre ist und etwas anfangen will, die Tochter, damit das Geld zur Ausstattung nicht fehlt. Ich kann mich selbst auf Tod versichern, ich kann auch die sogenannte, abgekürzte Versicherung wählen, daß ich mit 50, 55, 60 Jahren in den Besitz der Versicherungssumme trete. Ich werde auch keiner Versicherungsgesellschaft das Wort reden, sage aber soviel: Es ist selbstverständlich, daß wir mit unsren Versicherungen im Inlande bleiben. Das Prüfen der in unsre Hand gelegten Drucksachen einer besonderen Gesellschaft hat wenig Wert. Wollen wir versichern, und ich wiederhole noch einmal die dringende Mahnung, recht gründlich zu prüfen, ob's nicht möglich ist, – wollen wir versichern, dann gehn wir zu einem Agenten, der ein solider Mann ist; der mag uns beraten, und wenn er sein Geschäft versteht, wird er uns die Versicherungsform empfehlen, die für unsern Zweck die entsprechendste ist.

Denn auf den Zweck und Grund, warum wir versichern, müssen wir auch Rücksicht nehmen. Hast du Schulden auf dem Häuschen oder auf dem Grundbesitz, die Versicherung auf Zeit, sagen wir, mit dem 55. Jahre kann uns die Last abnehmen. Hast du eine Versicherung auf das Lebensende gewählt, auch gut! Dann bekommen deine Erben einen stattlichen Betrag in die Hand; und das ist der schlechteste Gedanke noch nicht, wenn ich jetzt in der Vollkraft vorsorge, daß mit meinem Ableben nicht Sorge und Geldnot in der Familie einkehrt.

„Na, für mich hat das alles keinen Zweck; denn ich beziehe Invalidenrente“, sagt der Vater Schmidt. „Langt denn die vollständig?“ „Nein das gerade nicht; na aber der Junge ist gut und die junge Frau, das muß man sagen, macht's hübsch mit uns Alten.“ „Wo aber keine Rente da ist und keine Kinder für den altersschwachen Vater, die Mutter sorgen, was

dann?" Da zuckt Vater Schmidt mit den Achseln und sagt: „Armenhaus!" Ich aber sage: „Nein! Kaiser Wilhelms-Spende in Berlin, Mauerstraße 85, allgemeine deutsche Stiftung für Alters-, Renten- und Kapitalversicherung." Wie schon der Name sagt, will sie den Klassen dienen, die von den großen Arbeiterversicherungen keinen Vorteil haben; sie will durch Zuzahlung zu etwaigen Renten ihren Versicherungsnehmern einen sorgenfreien Lebensabend verschaffen und will selbst dabei nichts verdienen. Also wer in dieser Richtung vorsorgen will, wende sich an die angegebene Adresse.

Wer versichern will, der überschlage, ob er die Prämie zahlen kann und denke daran: Die billigste Prämie kann die Gesellschaft mir dann zusichern, wenn ich in jungen Jahren anfange, darum bald versichern!

Schweineversicherung.

Das Schwein ist eine von unsern Sparbüchsen, hoffentlich nicht die einzige in euerm Hause, Frau Nachbarin. Manchmal sind's auch zwei Schweine; die sind als Läufer gekauft. So lange die Kartoffeln reichen, wird hineingefüttert; manchmal nimmt der Kartoffelvorrat ganz bedenklich ab, und es heißt vorzeitig aufhören, weil die Ernte nicht auslangte. Manchmal hat's mit dem Abnehmen auch gute Wege; denn eins von den Pfleglingen der Frau Nachbar oder beide legen sich auf die Seite, japsen noch einmal, und ehe man das Messer in ihrer Gurgel umdrehen kann, sind sie schon krepiert. Dann gibt's im Hause dürre Zeit: Die Hausfrau hatte für den Sommer ganz bestimmt auf Wurst und Kochfleisch gerechnet, und dem Hausvater ist die Sache auch sehr wider den Strich. Apothekerrechnung, Steuern, Zinsgeld auf's Haus sollte der Erlös des Zweiten decken helfen. Dafür gibt's noch Schulden dazu. Wie kann man solchem wirtschaftlichen Rückgang begegnen? Durch Schweineversicherung, aber nie bei Privatgesellschaften! Das kommt zu teuer; da kostet die Polize Geld, wir müssen die Beamten besolden helfen, da kostet's Prämien, da hagelt's noch Zusatzprämien und bei etwaigem Eingehn der Tiere noch Ab-

züge. Wer A sagt, muß eben auch B sagen. Nein, das machen wir durch eine Genossenschaft: Da schließen sich die Schweinebesitzer im Dorf zusammen. Die wählen aus ihrer Mitte einen Vorstand, der die Geschäfte zu besorgen hat. Seine Hauptarbeit besteht im Abschätzen der Tiere. Da geht's von Haus zu Haus, alle Schweine werden in eine Liste eingetragen. Die bildet die Unterlage bei Abschätzung etwaiger Verluste; ein gewählter Rechner zieht die Beiträge ein und zahlt die Entschädigungen aus. Die Beiträge richten sich nach jeweiligen Verlusten und der Höhe des Versicherungswertes der einzelnen Tiere. Bei dem Rechner ist auch jede Neuanschaffung und jeder Verkauf sofort anzumelden. Die jährlich zweimal zusammentretende Generalversammlung ist die Oberinstanz; sie kontrolliert die Geschäftsführung des Rechners, prüft die Rechnung und beschließt jährlich über die einzuziehende Beitragssumme.

In manchen Orten haben sie die Sache eine Kleinigkeit anders gemacht. Da wird jeder einzelne Versicherungsnehmer gefragt: Wieviel willst du bei etwaigem Fallen des Tieres Entschädigung haben? Danach richtet sich die Beitragssumme des einzelnen. Man hat durch umfangreiche Berechnungen festgestellt, daß die Versicherung unter folgenden Bedingungen auskommen kann: Will jemand für das Pfund 20 Pf. Entschädigung haben, zahlt er im Jahre M. 1,60, will er 30 haben, 2,40 M.; auf den Pfundpreis 40 Pf. kommt die Jahresprämie pro Tier auf M. 3,20; bei 50 Pf. auf M. 4,—. Dann wird das tote Schwein gewogen (die 25 % für Blut, Eingeweide u. s. w. werden natürlich abgezogen) und dann die Entschädigung gezahlt.

Wenn nun in einem Dorfe einmal außergewöhnlich viel Schweine eingehn, was ja bei Ausbruch von Schweinepest und Rotlauf leicht möglich ist, so müssen die Kassenmitglieder besonders hoch heran. Deshalb ist es sehr zweckmäßig, was im Kreise Teltow durchgeführt ist, daß für den Schweineversicherungsverein nicht das Dorf die Grenze ist, sondern daß der ganze Kreis sich zu einer großen Versicherungskasse zusammenschließt. Das hat einmal, wie schon bemerkt, den Vorteil, daß etwaige Verluste auf breitere Schultern gelegt und verteilt werden. Sodann wird die Verwaltung naturgemäß bei dem großen Geschäftsumfang eine viel billigere. Die Kassageschäfte

der Schweineversicherung besorgt dann die Kreiskommunalkasse; an sie führt der Ortssteuereinnehmer die monatlichen Versicherungsbeiträge ab, deren Höhe nach den Bedürfnissen schwankt. Daß es sich in dieser Kasse schon um recht stattliche Zahlen handelt, ersehen wir aus dem Geschäftsbericht vom Jahre 1896/97. Versichert waren im gesamten Jahre 10 992 Tiere, an Beiträgen wurden gezahlt 31 454 M. Für 699 gefallene oder auf behördliche Anordnung getötete Schweine wurden an Entschädigungen gezahlt 22 634,50 M. Die Gesamteinnahme betrug 39 898,80 M., die Ausgabe 28 200,93 M., der Überschuß 11 697,93 M., wovon 10 000 M. zur etwaigen Deckung außerordentlicher Verluste zinsbar angelegt wurden. — Eine ähnlich organisierte Kasse besteht z. B. auch für die Kreise Westerburg und Tarnowitz.

Hierher gehören auch die Versicherungen gegen Trichinen und Finnen. Wenn der Fleischbeschauer solche Biester findet, wird natürlich das ganze Schwein sofort behördlich eingezogen, mit Petroleum begossen und für den Genuß untauglich gemacht. Im Kreise Schlüchtern besteht eine Versicherung gegen Trichinen und Finnen schon länger: Da kostet die Prämie in Form eines Garantiescheins 1 % der Versicherungssumme, also für 100 M. eine Mark. In jedem Dorf sitzt ein Vertrauensmann; bei dem muß mindestens 24 Stunden vor der Schlachtung besagter Garantieschein gelöst werden. Sind nun wirklich Trichinen oder Finnen festgestellt, so wird das Schwein nach dem Marktpreise bezahlt.

Ja, aber die vielen Versicherungen heutzutage! wird mir eingewendet. Ich gebe gerne zu, sie sind eine Abgabe, die die frühere Zeit nicht gekannt hat. Sie sind aber auch ein Fortschritt, denn sie verteilen den Schaden, der den einzelnen trifft, auf mehrere, auf breitere Schultern, und das ist ein großer Segen.

Rindviehversicherung.

Wir wanderten eine Weile miteinander, ein Bauersmann und ich. Im Gespräch fing er an zu klagen: „Ein Kind gestorben, die Frau krank, die Ernte in diesem Jahre spärlich und dann noch die letzte Kuh gestürzt, viel auf einmal in einem

Sommer und Herbst!" „Ja, habt ihr denn keinen Viehversicherungsverein?" Den hätten sie nicht; es wäre ja einmal in der Dorfversammlung angeregt worden, aber man hätte nicht einig werden können, wie's am besten zu machen wäre, und da hätten sie's eben ganz gelassen.

Dem Manne habe ich dann erzählt, wie wir's hier haben: Fast alle Rindviehhalter gehören zum Verein; versichert wird der ganze Bestand der über ein Jahr alten Tiere. Die Geschäfte besorgt der aus 6 Mitgliedern bestehende, von der Generalversammlung gewählte Vorstand; alle Ämter außer dem des Rechners werden ehrenamtlich verwaltet; letzterer bekommt eine geringe Entschädigung. Über dem Vorstand steht die jährlich zweimal einzuberufende Generalversammlung. Im Frühling und Herbst geht eine Kommission von Stall zu Stall und schätzt die einzelnen Tiere auf einen bestimmten Preis ab; das geschieht zugleich mit dem leisen Hintergedanken, auch ein wenig zu kontrollieren, ob Stall und Haltung nicht zu Ausstellungen Anlaß geben. Das ist ja ganz klar, Leute, die ihr Vieh verkommen lassen, gehören nicht in den Verein und müssen ausgeschlossen werden, wie überhaupt der Verein nicht zahlt, wenn nachweisbare Fahrlässigkeit und Mißhandlung vorliegt, sowie wenn ein Mitglied die Krankheit eines Stückes dem Vorstand verschweigt oder Anordnungen des Tierarztes nicht genau befolgt. Die Kommission trägt also in die aufgestellte Liste die einzelnen Schätzungen ein; der Gesamtversicherungswert wird zusammengezogen; das sind meinethalben M. 20000. Wenn nun ein Tier eingeht, wird im Verhältnis zu der Beteiligungsziffer der einzelnen die einzuziehende Prämie festgestellt. Beispielsweise die Kasse muß für einen Verlust M. 240 schaffen. Der Bauer Schmidt ist mit 6 Stück Rindvieh versichert; die stellen einen Taxwert von M. 1300 dar. So hat er seinen Anteil mit M. 15,60 zu zahlen; das tut natürlich weh, aber wenn in seinem Bestand eins fallen sollte, da ist er gedeckt und bekommt seine 4/5 auch. Nicht den ganzen Wert! Es soll die Viehversicherung kein Geschäft sein, sondern die Verluste, die den einzelnen in seinem Vorwärtskommen schwer schädigen könnten, die sollen auf breitere Schultern verteilt werden. Der Verein zahlt auch den Tierarzt, wenn der

Vorstand die Zuziehung eines solchen für nötig hält. Oft bringen's die Sachverständigen auch so wieder in Ordnung; wenn dann aber der „Doktor der Unvernünftigen“ sagt: „Schlachten!“ dann wird vom Verein aus die Sache besorgt, d. h.: Der Verein zahlt 4/5 des Taxpreises bar; dafür ist das Tier dann sein. Ist das Fleisch genießbar, wird wieder nach der Versicherungssumme des einzelnen auch die Beteiligungsziffer für Abnahme des Fleisches festgestellt, das Pfund gerechnet zu 5 Pfennigen. So kommt gelegentlich einmal frisches Fleisch ins Haus, und das Unglück des einen wächst zu einem Sonntagsbraten für den andern aus.

Bei großen Privatgesellschaften wollen wir nicht versichern. Dort ist der ganze Beamtenkörper von uns mit zu bezahlen, und die hohen Dividenden werden auch aus unserm Fleisch geschnitten.

Eine Frage muß aber noch bedacht werden: Wie steht's, wenn Seuchen ausbrechen, für die der Staat nicht aufkommt, was er beispielsweise bei Milzbrand tut. Am besten rechnet man mit dieser Möglichkeit, wenn man Gelegenheit zu einer Rückversicherung sucht. Das haben einzelne Vereine in der Form gemacht, daß sie sich im ganzen Kreis zusammengeschlossen haben. An die Kreiskasse wird dann ein bestimmter Betrag abgeführt, wofür dann diese die Verpflichtung übernimmt, bei größeren Schäden helfend einzugreifen.

Was der Obstbaum trägt.

Neulich habe ich einen wunderschönen Obstgarten gesehen: Hochstämme, dazwischen Zwergobst und Beerensträucher, neben langen Gemüsebeeten, alles in feiner Ordnung schnurgerade gepflanzt, sauber beschnitten; es war eine Lust, da zuzusehen. Ja, ob aber was dabei herauskommt? Freilich springt etwas heraus. Schon die Stachel- und Johannisbeersträucher verzinsen nachweislich das Anlagekapital und den Bodenwert zu vier Prozent. Gemüsebeete und sonstige Obsterträge waren Reingewinn. Das gibt zu denken.

Wenn uns selbst Zeit und Kraft und Gelder fehlen, große Flächen zu bepflanzen, unser Dorf könnte es; keiner wird bestreiten, daß bei uns auf dem Lande nicht überall der Obstbau erweiterungs- und verbesserungsfähig ist. Steuern und

Gemeindeabgaben müssen wir alle bezahlen; ich will einmal niedrig schätzen, aber ich behaupte, die Hälfte sämtlicher Gemeindeabgaben könnte durch Erträgnisse aus Obstplantagen gewonnen werden, die auf Gemeindeland, an Wegen, auf Feldrainen angelegt werden müßten. Aber leider ist diese reiche Geldquelle früher nicht geachtet worden. Da rächt sich alter Schlendrian. Hätten unsre Vorväter gewußt, was wir jetzt wissen, daß jeder Obstbaum ein Kapital ist und daß der Anschaffungswert von 1 Mark, denn mehr kostet ein gutes Apfel- oder Birnenstämmchen nicht, sich in günstigen Jahren mit 100 und mehr Prozent verzinst, sie hätten mehr für die Zukunft gesorgt!

Gleich noch ein paar Beispiele, was dabei herausschaut:

Die kleine Gemeinde Herrburg in Baden erzielt jährlich aus ihren Kirschenpflanzungen die ansehnliche Summe von 23 000 M. In der Gemarkung Göppingen in Württemberg geben die Obstbäume in guten Jahren einen Ertrag von 154 000 M., sogar in Loffenau, 750 m über dem Meere gelegen, wurde vor einigen Jahren aus dem Gemeindeobst 178 500 Liter Obstwein im Werte von 34 700 M. gekeltert, ein Beweis, daß auch in hohen und rauhen Lagen der Obstbau was einbringen kann, wenn die passenden Obstsorten gewählt und angepflanzt werden.

Und noch einige Aufzeichnungen aus der hessen-nassauischen Gemarkung Mensfelden von der Obsternte im Jahre 1902:

1. Ein 12—15jähr. Apfelbaum (Kasseler Reinette) trug 4 Ztr. Davon wurden: 2 Ztr. I. Qualität zu 20 Mk.
1 „ II. „ „ 6 „
2 „ als Kelterobst „ 4 Mk. 50 Pfg.
verkauft, so daß der Gesamterlös 30 Mk. 50 Pfg. betrug.

2. Ein 20—25jähr. Apfelbaum (Winter-Goldparmäne) trug 3½ Ztr. Davon wurden: 2 Ztr. I. Qualität zu 30 Mk.
1 „ II. „ „ 10 „
½ „ als Kelterobst „ 2 Mk. 25 Pfg.
verkauft. Gesamterlös 42 Mk. 25 Pfg.

3. Ein 40jähr. Birnbaum (Aarer Pfundbirne) trug 8 Ztr. Davon wurden: 6 Ztr. I. Qualität zu 54 Mk.
2 „ II. „ „ 12 „
verkauft. Gesamterlös 66 Mk.

4. Ein 60jähr. Bohnapfelbaum trug 10 Ztr., davon wurden:
6 Ztr. I. Qualität zu 48 Mk.
2 „ II. „ „ 12 „
2 „ als Kelterobst „ 9 „ verkauft. Gesamterlös 69 Mk.

5 Ein 80—90jähr. Apfelbaum (Orleans Reinette) trug 6 Ztr. Davon wurden: 3 Ztr. I. Qualität zu 36 Mk.
2 „ II. „ „ 16 „
1 „ als Kelterobst „ 4 Mk. 50 Pfg.
verkauft. Gesamterlös 56 Mk. 50 Pfg.

6. Ein 90—100jähr. Apfelbaum (Lokalsorte) trug 12 Ztr., davon wurden
die 12 Ztr. als Kelterobst à 4 Mk. 50 Pfg. zu
54 Mk. verkauft.

Darum ein guter Hausvater pflanzt jedes Jahr mindestens einen Obstbaum „und pfleget sein, er bringt ihm's ein." Doch wie anfangen? Geh zu einem tüchtigen Praktiker in deinem Dorf und hör seinen Rat. Da gibt's in jedem Orte einen oder ein paar, die was davon verstehn. Mancherlei muß ja bei der Obstbaumpflege in Rücksicht gezogen werden. Klima, Bodenbeschaffenheit, Sortenwahl. Winteräpfel sind natürlich wertvoller, als die leicht verderbenden Sommersorten. Da muß jeder auch darüber klar sein, was er im Haushalt braucht, und ob er auf den Obstverkauf mit rechnen will. Neue Sorten sind nicht immer die besten. Alte, gute Landsorten, für die die Ortserfahrung spricht, sind besser als marktschreierisch angepriesene Neuheiten.

Dann gehst du zu einem erfahrenen Öbster im Dorf; ihm macht's Freude, wenn er dir seine Zuchterfolge weisen kann, und du wirst manches lernen. Laß dir zeigen, wie man propft, und was der Anfänger für Fehler macht. Dann probier's selber. Es ist etwas Großes, wenn der Sohn dem Enkel einen mächtigen Apfelbaum zeigen kann und zu ihm sagt: „Junge, den hat mein Vater selig aus einem Kern gezogen". Wenn du schon längst im Grabe schläfst, dankt dir ein nachfolgendes Geschlecht das bißchen Sorge und Liebe, das du an einen Obstbaum verwandtest. — Wenn dann die Pfropfreiser angegangen sind, und das junge Bäumchen wächst, laß dir von einem, der's versteht, auch das Beschneiden weisen. Es stehen viele Bäume verschimpfiert im deutschen Vaterlande umher; die Leute haben mit ihnen das Beste vorgehabt, haben's aber nicht besser verstanden.

Ich kann in diesen kurzen Zeilen euch keinen vollständigen Lehrgang über Schnitt und Pflege unsrer Obstbäume geben. Einige ganze kurze Winke nur:

1. Willst du einen Baum pflanzen, sorg erst für eine ordentliche Baumgrube: Einen Meter tief heb den Boden aus und wenn du auf steinigen, kiesigen Boden triffst, geh noch etwas tiefer. Dann fährst du mit der Schubkarre beste Gartenerde herzu und füllst die Grube damit aus. Damit aber der Baum nicht geil wird, packe unten in die Baumgrube eine Mischung von Mutterboden und guter Erde; die Wurzeln bette in bester Gartenerde. Ein alter Praktikus hat mir gesagt: Bäume werden nie zu flach, aber sehr häufig zu tief gepflanzt.

2. Wegen der Pflanzweite von Baum zu Baum merke: Einen Abstand voneinander sollen haben

Apfelhochstämme	von 10—12 m
Birnen	„ 8—10 „
Steinobst (Kirschen, Pflaumen)	„ 6— 8 „
Wallnüsse	„ 15—20 m.

3. Wichtig ist die Freihaltung der Baumscheibe, mindestens 1 Meter rings um den Baum.

4. Wegen des Schnitts merke: Nie sollen sich große Zweige im Obstbaume kreuzen; der schwächere muß weg. Laß auch Luft und Licht ins Kroneninnere.

5. Sorge für einen glatten Schnitt. Nie schneide einen Ast so ab, daß die Schnittfläche nach oben offen ist. Das gibt Regenpfännchen und Faulstellen im Baum. Laß auch nie einen Aststumpf stehen. Kleiderhaken haben keinen Zweck, und die Schnittfläche kann nicht vernarben. Glatt am Stamm oder Zweig säge den Schnitt. Dann wird die Stelle schnell zuwachsen.

6. Trägt ein Baum nicht oder ist die Sorte schlecht, hacke ihn nicht kurzerhand ab. Probier's erst mit Umpfropfen: Ist's ein ganz alter, tragemüder Gesell, mach kurzen Prozeß und gib ihm mit dem Beil die Ruhe.

7. Der Obstbaum ist auch eine Kulturpflanze und für Dünger sehr dankbar. Dabei ist zu merken: Verwende nie künstlichen Dünger, Thomasmehl, Kainit u. s. w. allein, sondern immer mit verrottetem, nicht frischem Stallmist zusammen. Den Dünger zu streuen wäre ein Fehler; grab ihn vielmehr mit dem Spaten unter. Das machen wir so, daß wir Furchen von 50 cm Tiefe ausheben und darin den Dünger eingraben, mit den Furchen ist jedes zweite Jahr zu wechseln.

8. Hast du eine Hauswand, die nicht mit Wein berankt ist, mach ein Obstspalier. Neulich bin ich durch ein Dorf gewandert, da waren fast Haus für Haus Birnbäume in Palmettenform bis an den Giebel gezogen, und köstliche Früchte lohnten die Mühe der Pflege. Wieviel Häuser auf dem Lande stehen kahl und kalt. Wie heimlich würde es sein, wenn mehr Reben sich um die Fenster rankten, und mehr Obst an den Häusern und in allen Gärten gezogen würde.

9. Nimm deine Kinder mit, wenn du an deinen Obstbäumen arbeitest. Nicht früh genug kannst du in jugendliche Herzen die Liebe zur Natur legen. Wer selbst schon Bäume gepflanzt und gepflegt hat, wird nie ein Baumschänder. Laß sie fleißig mitarbeiten und erkläre ihnen, warum du's so machst und nicht anders. Auch dadurch findest du den Weg zum Herzen deines Kindes.

Zum Berge steige ich manchmal auf und sehe hernieder auf mein Dorf. Nie aber seh ich es schöner, als wenn die Bäume blühen. Mein Dorf im Brautgewand, im Blütenschnee!

Obst- und Gemüseverwertung.

Da habe ich jetzt ein Büchlein in der Hand gehabt, das hat mir prächtig gefallen; das führt den Titel: Dörrbüchlein für den Kleinbetrieb von Mertens und Junge, Lehrer an der Lehranstalt für Gartenbau in Geisenheim. Das Schriftchen hat mir neue Wege gewiesen, wie man die reichen Schätze, die uns an Obstbäumen und im Hausgarten zuwachsen, vollständig verwerten und für den Haushalt nutzbar machen kann. Eins weiß ich: Wenn das Frühjahr kommt, bestelle ich mir aus der Maschinenfabrik von Val. Waas in Geisenheim eine Herddörre; die ist in dem Buch beschrieben.

Ich will mal versuchen, ob ich so ein Ding schildern kann. Das ist ein Kasten aus Eisenblech 32 : 32 cm, zwei Handbreit hoch, hohl und nach unten zu offen, daß sich die Hitze drin fangen kann; darüber bauen sich die einzelnen Horden auf. Das sind Holzrahmen mit feinmaschigem Zink-

geflecht überzogen, so daß man auch Heidelbeeren noch bequem trocknen kann. Ein Hebewerk zum Auswechseln der einzelnen Horden ist auch dabei; na das können wir am Ende entbehren; die Hauptsache ist, daß die Horden sich übereinander aufbauen, und daß die Darre auf den Herd gestellt, unten die heiße Luft fängt. Die steigt dann noch oben und nimmt gleich viel von den im Obst enthaltenen Wasserteilchen mit. Der ganze Gedanke der Obstdarre erscheint mir so praktisch, daß bei uns sicher mit der alten Art zu trocknen gebrochen wird.

Natürlich wurde auch bei uns bisher schon getrocknet. Da wurde der Bratofen voll Apfelschnitze gesteckt. War einmal das Feuer zu arg, gingen sie auf wie warme Semmeln und verbrannten; war das Feuer nicht stark genug, lagen sie wie tot im Ofen. Das wird bei der Geisenheimer Herddarre vermieden. Da kann man in der untersten Darre antrocknen, wenn's Feuer etwas stark ist, schiebt man die unterste Horde weiter nach oben und setzt unten neue ein. So wird dann unter größtmöglicher Ersparung von Feuerungsmaterial eine ganze Masse weggeschafft. Wir haben's erlebt, die Sommerbirnen wurden alle mit einem Male reif. Man konnte sich vor den Segen gar nicht retten, und viel verdarb. Da muß dann eben getrocknet werden. Neben der Kocherei kann die Darre noch auf der Herdplatte stehn; in 8 bis 10 Stunden sind geschälte Äpfel und Birnen rappeldürr. Die Frau Gevatter sagt nun dagegen: „Ach mein großer Backofen macht das auch, dazu braucht's keinen solchen neumodischen Krimskrams.“ Einmal muß erst so ein großer Backofen zur Verfügung stehn; was fängt der an, der keinen hat? Dann habe ich auch schon in manchen Backofen voll Dörrobst hineingesehen, die Arbeit ist keine schöne, zumal wenn gleich auf den heißen Steinen gedörrt wird; da verlieren die Früchte viel von ihrem Aroma.

Wenn's unsre Zeit irgend erlaubte, sollten wir auf das Dörren der geschälten, ich betone der geschälten Äpfel und Birnen, ferner auch der Kirschen und Pflaumen besonderen Wert legen; denn in der Zeit, wo das Gemüse knapp und die Auswahl der Gerichte eine sehr beschränkte ist, tut es recht gut, wenn auf dem Boden am Deckenbalken, wo die Mäuse nicht ankommen können, noch ein paar Beutel mit Dörrobst hängen.

Obst in jeder Form ist gesund und namentlich für die Ernährung unsrer Kinder von besonderer Bedeutung.

Aber damit ist der Nutzen der Herddarre noch nicht erschöpft. Wir können auch Gemüse damit konservieren, vor allem die grünen Bohnen. Ich kenne das Einsalzen der Bohnen auch, aber gedörrt schmecken sie besser; die werden geschnitten und zur besseren Aufschließung des Eiweißes höchstens auf fünf Minuten in kochendes Wasser geworfen; innerhalb 3 bis 4 Stunden sind sie gut. Ebenso kann man's mit grünen Erbsen, Kohlrabi, Karotten, Möhren und selbst mit Spinat machen; die werden erst 5 Minuten vorgekocht, dann in die Darre getan und vor dem Wegpacken in Beuteln noch ein paar Tage der Luft zum Nachtrocknen ausgesetzt. So halten sie sich jahrelang. Vor dem Kochen weicht man das Dörrgemüse am Abend vorher ein; das ist deshalb notwendig, weil die zusammengeschnurrten Trockengemüse erst ihren alten Wassergehalt wieder bekommen müssen, um genußfertig zu werden. Wer im übrigen noch näher nachlesen will, kaufe sich für eine Reichsmark das oben genannte sehr nette Buch; es wird die Anschaffungskosten im ersten Jahre wieder herausholen.

Das ist natürlich nicht die einzige Art der Obstverwertung, die für uns Landbewohner in Betracht kommt; ich rede nicht vom Einmachen der Früchte, ich will nur reden vom Apfelgelee. Das kann im einfachsten Landhaushalt gekocht werden und ist gerade dann so sehr willkommen, wenn's kein frisches Obst mehr gibt. Hier das Rezept:

Am besten unreife Falläpfel werden mit der Schale zerschnitten, wurmstichige Stellen sind zu entfernen. Nachdem man sie gewaschen hat, werden sie mit etwas Wasser gargekocht, dann läßt man sie 24 Stunden stehen und über einem Tuche abtropfen. Man darf das Tuch oder den Beutel nicht pressen, sonst wird das Gelee trübe. Hierauf nimmt man den abgetropften Saft und gibt Pfund auf Pfund Zucker dazu. Das wird eingekocht, bis auf dem Teller eine Probe als Gallerte erscheint. Dann gießt man's in Gläser oder saubere Töpfe und genießt's in Gesundheit. Der Zucker kostet ja auch Geld, aber der Zucker ist ein vorzügliches Genußmittel;

drum soll man den Groschen nicht ansehen; man hat immer etwas für die Kinder zum Aufschmieren und für einen selbst mit. Denn so eine Schnitte Brot mit Apfelgelee ist etwas Gutes, ich hab's heute selbst gemerkt. Ebenso wie Äpfel kann man auch die reifen Johannisbeeren behandeln. Das ist besser, als wenn man Wein daraus macht. Der stürmt schrecklich und ist uns nichts nütze; denn er nährt nicht. Aber Johannisbeergelee ist etwas Nahrhaftes; das sollte in keinem Landhaushalte fehlen.

Nicht zu vergessen ist noch die Obstmarmelade, das Obstmus: Eine geschulte Hausfrau denkt nicht nur an Pflaumenmus; auch Äpfel, Birnen, Kirschen lassen sich zu Mus einkochen; und es fehlt nicht an Stimmen, die wegen ihres größeren Nährwertes der Marmelade den Vorzug vor dem Gelee geben: Die gereinigten und entkernten Früchte werden in Topf oder Kessel unter beständigem Rühren eingekocht, bis der Holzlöffel drin steht. Am besten wird das Mus in Steintöpfen aufbewahrt; man gießt oben auf eine dünne Schicht Talg oder Fett und bindet die Töpfe mit Pergamentpapier oder Blase zu.

In das Kapitel gehören auch die Fruchtsäfte: Himbeeren wachsen im Walde reichlich, nehmt euch die Mühe und macht ein paar Flaschen Saft; das ist keine Kunst. Man zerdrückt die ausgesuchten Früchte mit einem Holzlöffel und läßt sie stehn, bis sie anfangen zu gären. Dann preßt man sie in einem Beutel aus und kocht den Saft mit Zucker, auf das Liter Saft zwei Pfund, ein. Wenn einmal einer krank wird, ist Himbeersaft eine besondere Erfrischung, und euch und euren Kindern schmeckt's auch, wenn ihr in der Hitze und Ernte einmal Himbeerlimonade aus dem Eignen trinken könnt, das ist erfrischender und gesünder als Schnaps.

Natürlich ist alles Einmachen und Trocknen nur Notbehelf. Das Beste und das Gesündeste bleibt ein frischer Apfel, eine saftige Birne. Will man Obst für den Winter aufbewahren, darf man die Bäume nicht schütteln, sondern muß brechen. Beim Pflücken denke daran, daß jeder Fruchtspies im folgenden Jahre neuen Blütenansatz trägt; verfahre also fein säuberlich mit den Tragzweiglein. Ebenso vor-

sichtig sei beim Lagern. Am besten zimmern wir uns ein paar Holzhorden; darauf legen wir die Äpfel so, daß sie sich nicht berühren. Obst will auch im Winter von Zeit zu Zeit einmal Luft haben, sonst stellt sich der Kellergeschmack ein. Alle Woche muß man das Obst einmal durchsehen, damit wurmstichige und angefaulte Früchte möglichst bald ausgeschieden werden.

Schließlich noch ein Wort über das Versenden: Tafelfrüchte müssen in Holzwolle oder Watte verpackt werden; sonst kommen sie mit Druckstellen an und werden unansehnlich. Soll ich im übrigen einen Rat geben, so sage ich: Laßt euch auf weite Transporte überhaupt nicht ein, sondern verkauft am Orte oder in der nächsten Marktstadt, wenn ihr verkaufen wollt oder müßt. Aber wenn wir trocknen und einmachen, dann müssen wir nicht verkaufen; es wird mir jeder zugeben, daß es wirtschaftlich falsch ist, wenn ich meinetwegen Äpfel für zwei Mark den Zentner losschlage und Butter und Fett in den Haushalt für teures Geld kaufe. Bei solch niedrigen Preisen ist die Verwendung im eignen Haushalt einfach Pflicht. Der Verkauf komme erst an zweiter Stelle. Denn so ein Winter und ein Frühjahr sind lang, und gekochte Apfelschnitte oder Pflaumen passen zu jeder Mahlzeit und werden namentlich von unsern Kindern vorzüglich vertragen. Also auch an die Gesundheit unsrer Kinder wollen wir denken, wenn wir fleißig Obst einmachen und trocknen.

Endlich sei noch mitgeteilt, daß der „Volkswirtschaftliche Verein für Obst- und Gemüseverwertung in Deutschland" (Vorsitzender: Echtermeyer, Königl. Gartenbaudirektor und Direktor der Königl. Gärtnerlehranstalt Dahlem b. Berlin) ein für die Obst- und Gemüsebauer sehr wichtiges Blatt herausgibt, betitelt: „Die Obst- und Gemüseverwertung". Für den Jahrespreis von 3 Mark postfrei zu beziehen von der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin SW. 11.

Vom goldenen Ei.

„Geht mir weg mit den kleinen Mitteln, die der Landwirtschaft helfen sollen und doch nicht helfen," so brummt mancher Unzufriedene; wenn man aber recht hinsieht, dann haben die Schreier, die Klageweiber es gar nicht richtig probiert, daß Selbsthülfe ein gut Stück Gotteshülfe bedeutet. Hühnerzucht, Geflügelzucht ist auch eins von den vielgeschmähten, kleinen Mitteln, wo auch der Ärmste etwas verdienen kann, wenn er's nur richtig anfängt.

Erst einmal ein paar Zahlen, die uns von der Wichtigkeit dieses Erwerbszweiges einen Begriff verschaffen sollen. Im Jahre 1898 wurden Eier, Geflügel und Bettfedern im Deutschen Reiche für 132 Millionen Mark eingeführt; das will besagen: Deutschland hat diese Summe an das Ausland zahlen müssen, weil es nicht in der Lage war, seinen Bedarf an Gänsen, Hühnern, Enten selbst zu züchten. Die Zahl gibt zu denken. Sagt nicht, meine paar Gänse und mein Dutzend Hühner machen den Kohl auch nicht fett. Gewiß, das ist ein verschwindendes Wenig gegenüber der großen Gesamtheit; aber wenn jeder deutsche Landbewohner, der Hühner halten kann, so dächte und namentlich seine Hühnerzucht sorgfältig und gescheit betriebe, dann brauchten nicht jedes Jahr Millionen ins Ausland zu gehen. Dann blieben die goldenen Eier hübsch bei uns im deutschen Vaterlande.

Jetzt wollen wir uns einmal vom Tierarzt der Deutschen Dorfboten-Gemeinde, der allwöchentlich im genannten Blatt zu Worte kommt, einen Vortrag halten lassen, wie er ihn übersichtlich und erschöpfend über die Hühnerrassen in Sohnrey's Dorfkalender für 1906 gehalten hat. Doktor Helfrich sagt:

„Also von den verschiedenen Hühnerrassen, deren es eine ganze Anzahl gibt, wollen wir uns zuerst mal das gewöhnliche Landhuhn und dessen Kreuzungen merken. Von ersterem existieren viele Sorten, wie die sog. ostfriesischen Möven, die westfälischen Totleger mit schwarz quergesprenkeltem Gefieder, das belgische Brakelhuhn, das große Eier legt, aber nicht brütet. Erwähnenswert ist auch das weiße Lakenfelder Landhuhn mit schwarzen Kopf-, Hals- und Schwanzfedern, sowie das ebenfalls weiße Böhmische Landhuhn, das wegen der grau quergestrichelten Federn auch Mohnsperber genannt wird.



Aus diesen ursprünglichen Landhühnern, welche sich in reiner Form bis auf den heutigen Tag erhalten haben, sind besondere Landhuhnschläge hervorgegangen, z. B. das Ramelsloher Huhn. Es gibt weiße und gelbe Ramelsloher. Jene sind aus einer Kreuzung des gängigen Landhuhns mit spanischem Huhn, dieses aus einer solchen mit dem Cochinchinahuhn hervorgegangen. Die weißen Ramelsloher wollen nicht so gern brüten als die gelben. Eine großartige Hausindustrie bilden die Küken, die gemästet auf den Hamburger Markt kommen und als „Hamburger Küken" weit und breit bekannt sind. Wer sich dafür interessiert, besuche im Winter mal die kleinen Pächter und Bauern bei Ramelsloh herum. Da wird er seine helle Freude haben, wie die Küken in der warmen Stube in Vogelbauern künstlich gemästet werden. Ferner ist aus dem Landhuhn das Hamburger Huhn hervorgegangen, dessen bekannteste Farbenschläge die silber- und goldgetupften, die silber- und goldgesprenkelten und die schwarzen Hamburger sind. Hervorgegangen sind sie aus dem westfälischen Totlegerhuhn, sind also ursprünglich nicht in oder bei Hamburg gezüchtet. Mehr wie das bei uns kaum bekannte Schottische Huhn ist das Dorkinghuhn erwähnenswert, besonders als Fleischhuhn, in welcher Eigenschaft es die reinen Italiener bedeutend übertrifft. Eine andere Kreuzung aus dem Landhuhn sehen wir in dem aus Amerika stammenden Dominikanerhuhn. Es ist als Fleischhuhn nicht zu empfehlen. Etwas anderes ist es mit dem bekannten italienischen Huhn mit gelbem Schnabel, gelber Haut und gelben Läufen. Es gibt aber auch Italiener mit graublauen, ja grünen Läufen, die wegen ihrer weißen Haut, zarten Fleisches und fleißigen Eierlegens den gelben ebenbürtig sind. Als Schlachthuhn eignen sich das italienische Huhn und seine Kreuzung nicht, dagegen als Eierlegerinnen vorzüglich, da sie nicht brüten. Wenn die jungen Hennen 7 Monate alt sind und aus Frühbruten stammen, legen sie die ersten Eier. Das bei uns leider noch wenig bekannte französische Landhuhn, namentlich von dem Barbécieux- und dem Bresséschlage, sind in der Eiererzeugung wie im Fleischansatze ausgezeichnet. Die französischen Hühner sind größer als die italienischen, schwarz und mit hohem Stehkamm versehen, d. h. bei den Hähnen. Nebenbei erwähne ich das Siebenbürgener Nackthalshuhn. Es sieht durch das Fehlen der Kopf- und Halsfedern gerade nicht schön, aber doch interessant aus und ist sehr abgehärtet, weshalb eine Einführung nach Deutschland sich wohl lohnen würde, da dieses Huhn eine fleißige Eierlegerin ist.

Jetzt wollen wir uns mal die Spanische Hühnerrasse vor Augen führen. Wer kennt nicht das Minorkahuhn, die Bergischen

Kräher und die Schlotterkämme. Letztere beiden Schläge sind aus dem Spanischen Huhn gezüchtet, während die Minorkas reine Spanier sind. Man unterscheidet solche mit weißem und solche mit rotem Gesicht. Erstere sind als Nutzgeflügel nicht zu empfehlen, da die Kücken wegen der langsamen Befiederung schwer aufzuziehen sind. Als Eierlegerin und Masthuhn ist diese Sorte allerdings nicht zu verachten, aber brüten tun die Hennen nicht. Anders ist es mit den rotgesichtigen Spaniern, den Minorka-, Andalusier- und Ankonahühnern, welche ausgezeichnete Eierlegerinnen sind und sich auch sehr gut zur Fleischerzeugung eignen, besser als die italienischen Hühner. Deshalb möchte ich sehr zur Einführung namentlich der Minorkahühner raten. Die Bergischen Kräher und Schlotterkämme sind ja in Deutschland schon sehr verbreitet und auch recht zu empfehlen. Eine neue große Gruppe bilden die sog. Riesenhühner in vielen verschiedenen Schlägen, als Cochinchina-, Brahmaputra-, Langschan-, Plymouth-, Wyandotte-, Mechelner-, Kuckucks-Huhn usw. Die ganze Gesellschaft eignet sich nicht zur Eierproduktion, da sie viel frißt, leicht brütet und die Eier nicht die entsprechende Schwere haben. Will man gute Brüterinnen haben, so schaffe man sich Riesenhühner an. Zu Masthühnern eignen sich nur die Mechelner-, Orpington- und Fanerolleshühner.

Nützlich ist es auch, sich mit den Haubenhühnern zu beschäftigen. Da gibt es wieder eine lange Reihe, als das Laflèche- und Bredahuhn, die als Schopfhühner bezeichnet werden und das Houdan- und Crève-coeurhuhn, das Paduaner-, Brabanter- und Sultanshuhn und schließlich das Holländerhuhn ohne Federbart, während die drei davorstehenden Hühnersorten schöne Federbärte tragen. Alle vier haben aber eine starke Schädelerhöhung mit einer hübschen Haube darauf. Federbart und Haube schmücken auch das Houdan- und Crève-coeurhuhn, aber eine Schädelerhöhung besitzen sie nicht. Die Schopfhühner haben einen zweiteiligen Kamm, so daß es aussieht, als hätten sie zwei Hörner auf dem Kopf. Das Laflèchehuhn ist ein recht brauchbares Lege- und Fleischhuhn, brütet aber nicht. Da die jungen Hähne erst mit 10 Monaten auswachsen, sind sie schon mit 7—9 Monaten mästbar, besonders, wenn sie von den Hennen getrennt werden. Deshalb werden sie gegen das Frühjahr hin, wo anderes gutes Mastgeflügel seltener zu haben ist, zu hohen Preisen als schwere Ware gern gesucht und bezahlt. Das Bredahuhn stammt aus Belgien, legt sehr große Eier, brütet auch, aber nicht sehr fleißig, liefert jedoch gutes Fleisch. Es ist sehr abgehärtet und leicht zu mästen. Vom Houdanhuhn läßt sich rühmend erwähnen, daß die Küken sehr rasch aufwachsen und die jungen Hennen schon mit

4½ Monaten anfangen, Eier zu legen. Es übertrifft also das als fleißige und frühe Eierlegerin gerühmte italienische Huhn, das sechs Monate alt sein muß, bevor es die ersten Eier legt. Das Crève-coeurhuhn zeichnet sich durch sehr leichte Mästung aus und wird teuer bezahlt; im Alter von zwei Jahre wiegt die Henne acht Pfund. Es ist von allen Rassen das beste Eier- und Fleischhuhn und hat nur den Übelstand, daß es sich bei naßkaltem Wetter wegen der großen Haube leicht erkältet. Hühnerzüchtern ist die Einführung von Crève-coeurhähnen, um Landhühner damit zu kreuzen, sehr zu empfehlen, wenn sie auf Fleischproduktion Gewicht legen. Das durch die größte Haube hervorragende Paduanerhuhn ist der Haube wegen als Wirtschaftshuhn untauglich, obwohl es ein gutes Lege- und Fleischhuhn ist. Bei nassem Wetter hängt die Haube in langen Strähnen ihnen wie eine undurchsichtige Maske vor den Augen und erzeugt Erkältungs- und Augenkrankheiten. Es gibt Gold- und Silberlack-, sowie Hermelin-Paduaner. Das Brabanter-Huhn hat eine kleinere Haube und ist deshalb als Wirtschaftshuhn nützlicher."

Auch was Doktor Helfrich über den Stall sagt, müßte mehr von den Hühnerzüchtern und denen, die es werden wollen, berücksichtigt werden: Hühner haben auch Lungen, brauchen also auch Luft und Licht. Oben auf einer Stange im Kuh- oder Pferdestalle sie unterzubringen, wo stickige Luft herrscht, ist verkehrt. Ein ander Ding ist es natürlich, wenn wir unsern Hühnerstall so legen können, daß er die gleichmäßig verschlagene Temperatur des Viehstalles genießt, was man leicht durch einen besondern Verschlag im Stalle bewirken kann, wo aber dann die Hühner niedrig sitzen sollen. Öfteres Weißen des Stalles werde wegen der Insektenplage nicht vergessen. Wo man kein Räumchen für den Hühnerstall zur Verfügung hat, baue man ein Hühnerhaus, das frostfrei sein muß, woran zugleich der Laufraum für den Sommer angeschlossen sein kann. Wo die Hühner freien Auslauf in Hof und Feld haben, ist ein besondrer Laufraum nicht nötig; den braucht das „liebe Federvieh", um zu scharren, Würmer zu suchen und besonders Steinchen zu picken, welche es zu seiner Verdauung braucht. Hühner haben ja keine Zähne; der Magen kann also nur vermittelst kleiner Steinchen die Körner zermalmen. Wo solch freier Auslauf nicht zur Verfügung steht, müssen wir mit Drahtgeflecht ein Stück Garten oder Hof ungefähr 3 Meter

hoch umzäunen und nicht vergessen, daß die Hühner in ihm Schutz gegen Sonne und Regen haben müssen.

Für die Ernährung der Hühner gibt Doktor Helfrich auch umfassende Vorschriften: Wir merken, daß zur Fütterung Körner und etwas tierische Substanz, Fleischreste, Fleischmehl, Würmer u. s. w. gehören. Von den Körnerfrüchten füttere man nicht zu viel Weizen und Mais, sorge aber, daß unter den Abfällen, die aus der Küche den Tieren geboten werden, recht viel Grünes mit gereicht wird. Wo freier Auslauf ist, da picken ja die Hühner überall an Grasspitzen und Kraut umher; Hühner im Laufraum versehe man mit viel Salat, der ihnen besonders zuträglich ist. Dreimalige Fütterung immer zur selben Stunde und am selben Ort ist zweckmäßig; abends reiche man Körner.

Auf Eierleger wird es uns mehr ankommen, wie auf Fleischhühner. Doktor Helfrich schlägt daher vor, das italienische Minorka- und das Andalusierhuhn sich zuzulegen, wo man's haben kann, beide Sorten, die ungefähr 100 Stück für's Jahr durchschnittlich zu je 60 Gramm legen; sie sind übrigens so schnellwüchsig, daß sie schon im Alter von 6 bis 7 Monaten mit Legen beginnen.

Wichtig ist ferner, die Hühner nicht zu alt werden zu lassen. Durchschnittlich trägt das Huhn an seinem Eierstock 500 bis 600 Eierchen, die in reichlich vier bis fünf Jahren gelegt sind. Es empfiehlt sich natürlich, den älteren Hennen schon vor dieser Zeit den Hals abzuhacken, — das ist die barmherzigste Art, die Tiere zu töten, — oder sie zu verkaufen, da sich das Eierlegen in dem vierten, auch fünften Jahr immer mehr verlangsamt und endlich ganz aufhört. Wer im übrigen noch mehr, auch über Kückenzucht und Hühnermast wissen will, lese selbst, was Doktor Helfrich sagt. (Sohnreys Dorfkalender S. 74.)

Wenn wir Hühner halten, so wollen wir auch Eier verkaufen; es ist bekannt, daß jeder ordentliche Züchter täglich die frisch gelegten Eier stempelt. So ein Datumstempel ist billig, und jeder weiß sofort, wie alt das Hühnerei ist, das er kauft; und wenn jemand die Gewähr hat, frische Eier zu bekommen, dann zahlt er schon für die Mandel ein paar Groschen

mehr, und er tut's gern. Das haben die Gauner schnell weg gehabt. Ein Stempel kostet nicht viel; nun wurden Kisteneier ungarischer, italienischer Herkunft feste gestempelt. So ward die schöne Einrichtung vollständig in Verruf gebracht. Das mag uns aber nicht irre machen. Immer soll auf dem Eierregal, das in ein paar Abendstunden schnell zusammengenagelt werden kann, ein Bleistift liegen. Gleichgültig, ob wir nun verkaufen wollen oder nicht, wir geben jedem Ei, das wir vom Nest genommen haben, ein Datum. Das geht ganz geschwind: 2. 4. oder 3. 5. oder 7. 8. Dann wissen wir es selbst, oder der Käufer weiß, das Ei ist am 2. April oder 3. Mai oder 7. August gelegt. Dann kann's nie einen Irrtum geben. Wenn wir in der Weise solid und ordnungsgemäß aufschreiben, dann haben wir bald feste Kundschaft, und es kommt auch durch die Hühnerzucht Geld ins Haus.

Daß damit was verdient wird, ist schon von den verschiedensten Leuten berechnet und bewiesen worden. Beispielsweise hat ein Züchter im Jahre 1897 nach Abzug der Futterkosten mit 30 Hühnern M. 140,60 verdient; eine Hausfrau hat von 21 Hühnern im Jahre 1904 genau 2019 Eier gewonnen. Rechnen wir das Ei nur zu 5 Pfennig, so ergibt das schon 100 M. 95 Pf. allein für Eier. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß man nicht den alten Schlendrian mitmacht. Da läßt man oft Eier ausbrüten, die alle von einer Glucke stammen; ist ein hübsches Hähnchen dabei, wird's der Hofhahn für den neuen Stamm; und das geht fröhlich so weiter, bis die Nachzucht immer jämmerlicher und die Hühner immer kleiner werden. Vor allem halte man darum auf Blutauffrischung.

Bei der Truthühnerzucht kommt im Kleinbetrieb nichts heraus; die Tiere sind gegen Witterungseinflüsse in erster Lebenszeit sehr empfindlich; ich habe es bei andern schon erlebt, daß ganze Gelege wieder eingingen, wenn das Wetter rauh war. Praktisch ist das Halten eines Truthuhnes zum Ausbrüten von Kükelchen, was sie ganz vorzüglich besorgen.

Schließlich noch etwas über Gänse und Enten. Ich glaube nicht, daß mit der Mästerei von dem Viehzeug viel in kleinem Betriebe verdient wird. Halten wir uns ein paar Gänse der

Federn wegen und brauchen sie dann im eigenen Haushalt, so mag's angehn, aber wer einmal Enten hat fressen sehn und Gänse gehalten hat, ohne das grausame Nudeln der Tiere mitzumachen, der weiß, er hat reichlich soviel verfüttert, als er durch den Verkauf der Tiere gelöst hat. – Doch das ist meine Privatansicht, und ich will mich gern belehren lassen, wenn die Frau Nachbar mir ihr Wirtschaftsbuch vorlegt, worin genau die Ausgaben und Einnahmen aufgeschrieben sind.

Am Immenstand.

In ganz Deutschland sind vor ein paar Jahren die Bienenstöcke gezählt worden. Da kam die respektable Summe von 1910000 Stöcken heraus, also beinahe zwei Millionen Stück. Diese Stöcke erzeugten 400000 Zentner Honig in einem Jahr; den Zentner zu 100 Mark gerechnet, — ein richtiger Bienenvater, der etwas auf seine Ware hält, verkauft nicht unter einer Mark das Pfund, — also diese 400000 Zentner à 100 Mark ergeben den stattlichen Betrag von 40 Millionen Mark. Das ist eine Riesenzahl, für die uns vollständig die Vorstellung fehlt. Und doch hat diese Honiggewinnung noch nicht unsern Bedarf im Inlande gedeckt; denn allein für 1654000 Mark an Honig wurde in einem Jahr aus fremden Ländern eingeführt. Das brauchte nicht zu sein, wenn mancher, der den Platz und ein wenig Zeit hat, sich für seine Person der Sache annähme und seinen Hausbedarf selbst deckte. Wenn's vorderhand nur der Hausbedarf ist, über dem Essen kommt schon der Appetit; er wird zu dem einen oder den zwei Stöcken im Anfang schon bald noch ein paar hinzunehmen und bald auch finden, daß einmal so ein Bienenvater viel Freude an seiner Arbeit hat und dann, daß diese Arbeit durch einen schönen Gewinn sich recht wohl bezahlt macht.

Da bin ich beim Berthold gewesen und habe mir seine Bienenzucht einmal angesehen. Ganz närrisch ist es übrigens zugegangen, wie der ein Bienenzüchter geworden ist. Sein Vater hatte wohl auch Bienen gehabt, aber wie das so zu gehn pflegt: schlechte Zeiten, für die Imkerei ungünstige Jahre und

wahrscheinlich auch ein bißchen Schlendrian hatten die Bienenzucht einschlafen lassen. Kommt an des Bertholds Haus eines Abends der Schäfer vorbei und ruft herüber: „Jung, oben auf der Hut an der dritten Buche hängt ein mächtiger Schwarm! Hol dir ihn!“ Das ließ sich der Berthold nicht zweimal sagen, und ganz früh ging's mit einem alten Strohkorb, der sich im verfallenen Bienenhäuschen noch fand, an die näher bezeichnete Stelle. Richtig, da hing der Schwarm noch, wohl schon etwas erstarrt, aber es gab doch noch ein kleines Volk, das der Berthold mit heim nehmen konnte. Nun war das Jahr gut, die Rapsblüte selten schön, auch die Linden hatten gut gehonigt. So wurden schon aus dem einen schwachen Stock im ersten Jahre ihrer zwei. Eines Tages war auch der Lehrer aus dem Nachbardorf an Bertholds Hause vorbeigekommen, und als er ihn an seinen Bienenstöcken hantieren sah, hatte er fröhlich über den Zaun herübergerufen: „Na endlich wird wenigstens einer bei euch verständig. In euerm Dorfe müßte es mindestens ein Dutzend Bienenväter geben!“ Daran knüpfte sich gleich ein richtiges Imkergespräch über den Zaun weg; denn der Herr Lehrer war ein großer Bienenvater vor dem Herrn, der die Sache aus dem Grunde verstand. An das Gespräch schloß sich sofort eine Besichtigung des Bienenstandes: Was verfehlt war, und es war manches verfehlt, was Berthold einfach nicht gewußt hatte und nicht hatte wissen können, wurde gezeigt und Verbesserung angeraten; was gut war, wurde gelobt. Schließlich meinte der Herr Lehrer: „Berthold, Ihr habt Verständnis für unsere Sache. Nun müßt Ihr auch nächsten Sonntag in unsern Bienenverein mit kommen.“

Das versprach der gern. Und als er am nächsten Sonntag unter den andern Bienenvätern saß und den Vortrag mit anhörte, da war ihm noch vieles fremd, worüber die andern ihre Erfahrungen austauschten. Aber nach ein paar Versammlungen war er ganz drin und merkte bald: Mit dem alten Strohkorb, das Ding hat sich überlebt, die bewegliche Wabe in der Normalbeute —, das sind die kastenartigen Stöcke, — die ist das richtige für unsere Gegend. So kaufte er sich eine sogenannte Doppelbeute, wie sie der Tischlermeister, der selbst Bienenvater war, für die Vereinsgenossen zum Selbstkosten-

preis von M. 20,— angefertigt hatte. Das war die erste Ausgabe; er hat auch noch zwei Stöcke billig für je M. 6,— aus Nachbardörfern dazu erstanden. Als dann das Schwärmen losging, und er Glück mit dem Einfangen hatte, war bald das ganze, neue Bienenhäuschen besetzt. Ja so, das Bienenhaus war ja auch neu; aber viel gekostet hatte es nicht. Balken und Bretter hatte Berthold noch liegen; daraus schlug der Nachbar Zimmermann eine gefällige Hütte zusammen. Für M. 10,— war der Bau gerichtet und auch noch freundlich grün angestrichen mit besonderer bunter Markierung der einzelnen Fluglöcher.

Geerntet hat Berthold im zweiten Jahre zum ersten Mal aus zwei Stöcken 40 Pfund. Das sprach auch schon mit und deckte die Ausgaben für die beiden andern Normaldoppelbeuten, worin vier weitere Stöcke bequem ihren Platz finden konnten. Der Berthold blieb aber bald nicht der einzige Imker im Dorf. 40 Pfund Honig aus zwei Stöcken, so etwas spricht sich schnell herum; so kam's, daß andere dachten: „Was der Berthold kann, das kann ich auch!" So sind es schon vier Bienenväter im Dorf, und wenn mich's recht dünkt, wird am Ende in nächster Zeit noch ein fünfter sich dazugesellen, und das bin ich selbst; denn ich bin überzeugt, daß bei einigem Interesse für die edle Imkerei und mit Lust und Liebe immer etwas in der Bienenzucht zu verdienen ist. Namentlich der billige Honig für den eigenen Haushalt spricht sehr wohl mit.

Wenn ich die Imkerei recht überblicke, so ist Hauptsache für einen beginnenden Bienenvater:

1. Klein anfangen! Jeder muß erst lernen, ehe er Meister wird; in der Bienenzucht werden manche Fehler im Anfang gemacht.
2. Über der Praxis die Theorie nicht vergessen! Es muß sich dem Imker das Gewühl und das Gewirr im Stocke zur Einheit auflösen; er muß das Wie verstehen und auch das Warum.
3. Darum bei bewährten Fachleuten in die Schule gehen! Der Anschluß an einen bienenwirtschaftlichen Verein und die Anschaffung eines Lehrbuches machen sich immer bezahlt.
4. Auch für die Bienenzucht gilt die Mahnung: Nicht zu viel und nicht zu groß! Lieber wenige Stöcke, aber diese ordentlich besorgen.

5. Die Gewinnberechnung nicht vergessen! Schreibt Ausgabe und Einnahme auf, nicht nur das, was ihr bar einnehmt, sondern auch das, was ihr im eignen Haushalt verbraucht, stellt mit in Rechnung.

Wenn ich eben von Gewinnberechnung gesprochen habe, so ist es klar, daß solche Berechnungen schon ungezählt aufgestellt sind. Hier einige Beispiele: 11 Imker im Dorfe Fintel in der Lüneburger Heide hatten im Jahre 1891 einen Ertrag von 11500 M. Imker Müller in Kaisersesch-Eifel schleuderte aus einem Lagerstockbau im Jahre 1893 genau 183 Pfund Honig. Bienenmeister Garnreiter in Rosenheim erzielte in den Jahren 1883 bis 1893 einen Reingewinn von 2503,13 M. von 20 bis 30 Völkern. Imker Weltzin in Darze bei Parchim verdiente von 1895 bis 1897 aus 27 bis 43 Völkern 1332,21 M.

Das sind Zahlen, die für sich selbst sprechen und die aus Euch, Herr Nachbar, auch einen Imker machen sollten. Wer an seinen Bienenstöcken arbeitet, geht in der Zeit wenigstens nicht ins Wirtshaus, das für Euch, Frau Nachbarin, daß Ihr nicht dagegen seid. Wer Bienen hält, nützt außerdem seinen Obstbäumen und denen des ganzen Dorfes; denn die Bienen sind die besten Freunde der Blüte und helfen zur Befruchtung, die ohne ihre Mitarbeit nicht möglich wäre.

Also überlegt's! Und viel Glück zur edlen Imkerei!

Was die Karnickel einbringen.

Wer in Frankreich oder Belgien reist und im Wirtshause die Speisekarte studiert, liest regelmäßig unter den Braten aufgeführt „lapin“. Wenn er nun nicht wüßte, was das ist und sich's beim Kellner bestellte, würde er bald vor einer feinen Schüssel sitzen, und es würde ihm prächtig schmecken. Aber ich wette, wenn dann mitten während des Essens ihn einer fragte: „Na, wie schmeckt denn das Karnickel?“ er machte entweder ein dummes Gesicht, legte Messer und Gabel hin und hörte mit Essen auf, oder er würde Stein und Bein schwören, das wäre kein Kaninchen.

So sind wir Deutschen in dummem Vorurteil befangen. Deshalb ist bei uns die Kaninchenzucht auch lange nicht so in Blüte wie in Belgien und Frankreich, und das ist jammerschade!

Der Kaspar ist ein tüchtiger Gärtner; davon habe ich an andrer Stelle schon erzählt. Er ist auch ein guter Haushaltungsvorstand, der rechnen kann und rechnen muß. Als solcher hatte er bald herausgefunden, daß das billigste Fleisch für den Haushalt das Kaninchen ist. Heute habe ich ihn besucht und mir seinen Viehstand an Hasen vorführen lassen. In der Sommervilla sah's schon recht öde aus; die Kaninchen leiden genau so wie wir Menschen an Husten und Katarrh, wenn man sie jetzt im Herbst nicht warm hält. Darum hatte sie Kaspar schon in die Winterquartiere im Viehstall eingeführt. So eine Sommervilla für die Hasen ist eigentlich ein recht billiges Ding. 2 Kisten übereinandergesetzt, zwei Seitenwände herausgenommen und mit Maschendraht verschlossen, oben ein Dach aus Teerpappe drauf, das ist das Ganze. Nebenbei bemerkt rechnet man als notwendige Bodenfläche für ein Kaninchenweibchen einen Quadratmeter, für ein Männchen und für Junge 1½ bis 2 qm. Man kann sich Kaninchenställe auch aus Fässern zurechtzimmern. Die werden, wie die Weinfässer im Keller, reihenweise übereinandergeschichtet, doch so, daß der Spund immer nach unten zeigt; darauf müssen wir achten, weil so ein Ablaufen der Jauche allein möglich ist. In jedes Faß kommt dann eine Kaninchenfrau und ihr Nachwuchs. Vor- und Rückseite der Fässer können mit Deckel oder Drahtgeflecht gleichfalls abgeschlossen werden. – Also der Kaspar hatte schon eingewintert und zeigte mir stolz seine neueste Eroberung, ein Lothringer Riesenkaninchen, das er im Nachbardorf für fünf Mark erstanden hatte. Das war allerdings ein kolossaler Kerl, größer wie ein jähriger Feldhase; er hatte den hohen Preis deshalb angelegt, weil gelegentliche Erneuerung des Bluts für die Zucht von entscheidender Bedeutung ist. Nachbar Kaspar hatte auch eine Rentabilitätsberechnung, zu deutsch eine Gewinnrechnung aufgestellt, die etwa so aussah:

Zwei Stammtiere, belgische Kaninchen, hatten gekostet

6 M. Das war im Februar gewesen; nach 30 Tagen gab's die erste Wochenstube, 8 Tiere, im Mai 7, im Juli 10 und im September 6, macht zusammen 31 Stück „Jungvieh". Nach 6 Monaten ist jedes junge Karnickel schlachtreif und wird dann mit 2 M. bezahlt, so daß also innerhalb des ersten Geschäftsjahres alle verkaufsfähig werden; also für 31 Stück 62 M. Für Zuchtzwecke hat Kaspar auch höher verkauft, aber nehmem wir M. 2.— als niedersten Durchschnitt an. Also 62 M., weniger M. 6.— Anschaffungskosten bleibt 56 M. — Ein ganz netter Posten. Wenn auch die Mehrzahl der Braten im eigenen Hause verzehrt werden, sie hätten doch gekauft werden müssen, wenn die Familie frisches Fleisch essen wollte. Ein richtiges Kaninchen wiegt lebend 8 bis 10 Pfund, bratfertig ausgenommen muß es reichlich 4, auch 5 Pfund wiegen. Und so ein Hase im Topf ist etwas ganz besonders Feines. Mancher behauptet, das Fleisch sei weichlich und hätte Stallgeruch, man kann jedoch durch Einlegen in Essig oder durch eine ganz schwache Beigabe von Knoblauch einen etwa vorhandenen Geschmack leicht verdecken.

Ja so, unsere Rentabilitätsberechnung! „Und das Futter?" Da lacht Kaspar und zeigt wie ein kommandierender General auf seinen Garten: „Was da abfällt, schaffen die Hasen nicht. Die fressen aber auch, was ihnen vor den Schnabel kommt, alles Unkraut, was ausgejätet wird, jeden Krautstengel, an jedem Zweig knabbern sie; kurz, meine Hasen sind das genügsamste Viehzeug, das wir in Deutschland haben!"

„Aber das Überwintern", werfe ich ein. Da lacht der Kaspar wieder und sagt: „Ach die fressen im Winter meistenteils nichts!" Da wende ich ein, daß mir ein Winterschlaf der Karnickel neu sei, worauf er sich freut, mich auf's Eis geführt zu haben: „Geschlachtet werden sie bis auf drei, ein Männchen und zwei Weibchen. Es fällt mir nicht ein, alle zusammen durch den Winter zu bringen; die marschieren alle in die Bratpfanne, jeden Sonntag eins. Und die durch den Winter zu bringen, ist nicht schwer: Ein paar Runkeln oder Rüben sind immer noch übrig, und im nächsten Frühjahr, wenn's Grünes gibt, stellt sich der neue Nachwuchs zur rechten Zeit schon ein!"

Wo jetzt das Fleisch immer teurer wird, ist die Kaninchenzucht keine Spielerei für Kinder mehr; unsre Jugend mag sich ruhig weiter mit dran freuen, aber sie gewinnt die größte Bedeutung für jeden Haushalt. Denn wo sonst in Landwirtschaft, Haushalt oder Beruf ist es möglich, so nebenbei aus einem Anlagekapital von sechs Mark einen Gewinn von 56 Mark gut und gerne in einem Jahr herauszuwirtschaften? Für das Futter sorgt in guter Jahreszeit die liebe Jugend. So ein Kaninchen knabbert an allem herum, was ihm geboten wird, und für den Winter ist das bischen Grummet oder die paar Reihen Rüben auch kein Kapital, das ernsthaft in Anrechnung kommen muß, gegenüber der Annehmlichkeit, frisches Fleisch so vorzüglich und so billig aus dem Eignen herauszuwirtschaften.

So wollen wir also ganz geschwind uns eine Kaninchenbucht zimmern. Den Sommerpalast habe ich schon geschildert. Wo es der Raum zuläßt, machen wir die Winterwohnung so, daß Männchen und Weibchen getrennt gehalten werden. Das Futter wollen wir ihnen nicht in den Stall schütten, sondern weil die Kaninchen zuviel verstreuen und vertreten, wollen wir eine Raufe zimmern, die so hoch angebracht sein muß, daß die Hasen Männchen machen müssen, um zum Futter zu kommen. Dann gilt's für die Wochenstube zu sorgen. So ein Nistkasten von ungefähr 35 cm Quadratfläche, ein Kistchen oder ein Fäßchen, muß so eingerichtet sein, daß am Boden ein Loch zum Einschlüpfen ist und der obere Deckel sich abheben oder aufklappen läßt. Das Weibchen, das am besten zum erstenmale mit 6 Monaten, dann nach erfolgtem Wurf alle 6 bis 8 Wochen durch eintägiges Beisammensein belegt wird, rauft sich die Haare am Bauche aus und polstert damit im Nistkasten ihr Lager.

Wenn man Männchen und Weibchen getrennt hält, kann man immer für den nötigen Nachwuchs sorgen, hat es aber anderseits auch in der Hand, nicht zuviel zum Überwintern kommen zu lassen, wenn mal das Futter knapp werden sollte.

„Und die Felle werden gegerbt", so schloß Kaspar seinen Bericht. Das ist ganz einfach: Alaun, wie man's in der Apotheke kauft, und Kochsalz zu gleichen Teilen werden gleich

nach dem Abziehen der Kaninchen in die blutige Haut eingerieben, dann wird die blutige Seite aufeinandergeklappt, das Fell zusammengewickelt und acht Tage hingelegt. Schließlich reibt man die Beize mit etwas Kleie ab und hat ein schön weich gegerbtes Fell. Kaspar hatte durch seine alte Mutter schon zwei große Decken zusammennähen lassen. Für das Krankenbett, oder als Decke auf dem Sopha zum Sonntagnachmittagschläfchen wäre sie sehr schön, meinte er.

Also Kaninchenzucht ist entschieden ein Mittel, den Küchenzettel zu verbessern. Selbstverständlich braucht man nicht immer zu braten, man kann das Fleisch auch als saures Ragout essen.

Will nun einer seine deutschen Kaninchen abschaffen, die wegen ihrer mangelhaften Fleischqualität wirklich abkömmlich sind, so wende er sich, um hier ein paar gute Adressen zu nennen, an die Kaninchenzuchtstation von M. Grünhaldt in Ban St. Martin 54, Kreis Metz, oder an Lehrer Marpmann in Wischershöfer bei Hamm i. Westf. oder an die Lehmannsche Kaninchen-Zuchtanstalt in Wilpark-Potsdam; in letzter Anstalt ergaben 15 Stück zu 5 Pfund Schlachtgewicht einen Ertrag von 75 bis 100 M. bei 18 M. Unkosten.

Bei der Frau Geiß.

Jetzt kommt etwas, was die Frau Gevatter im besonderen angeht. Wir wollen von der Kuh des kleinen Mannes reden, wie man die Ziege schon oft genannt hat. Also was macht die Frau Geiß? Gibt sie brav Milch? Wieviel? „Zwei Liter für den Tag in der besten Zeit.“ Zu der Antwort mache ich ein ganz bedenkliches Gesicht: „Frau Gevatter, Ihr Wort in Ehren, aber da stimmt etwas nicht!“ Nun macht sie ein bedenkliches Gesicht, ich aber forsche weiter: „Was bekommt denn die Ziege?“ „Kleie und Abfälle und ein bißchen Heu.“ „So, ein bißchen Heu auch und weiter nichts?“ „Und im Sommer da hüten sie die Kinder.“ „Und im Winter?“ frage ich streng weiter. Da lacht die Frau Gevatter und meint: „Na im Winter, da bleibt sie eben daheim.“ „Und was wird im Winter zu-

gefüttert? Nichts? So, dann muß die Frau Gevatter eben besser füttern." Ich verordne Hafer. Jawohl, reinen, blanken Hafer, täglich mindestens einen Liter. Das macht im Jahre ungefähr 4 Zentner; zum Tagespreis berechnet sind das 25 Mark. Aber ich wette, die 25 Mark kommen reichlich in einer bedeutend gesteigerten Milcherzeugung wieder heraus. Es ist nämlich wissenschaftlich festgestellt, daß eine tägliche Hafergabe, die von den Ziegen sehr gern genommen wird, das beste für Milch und Mast ist. Also allererst ein Hafersack auf den Boden.

Nun wollen wir auch einmal in den Stall, Frau Nachbar. Dort in der dunklen Ecke, das ist also die Geiß? „Warum habt Ihr's denn so dunkel? Geht denn da kein Fenster hineinzubrechen?" Also ich verordne weiter: Frau Geiß hat auch ein Recht auf Licht und Luft. Über der Krippe machen wir ein Fenster. Und wie alt ist denn das Tier? Kaum zwei Jahr?" Da schüttle ich wieder mein Haupt und sage: „Viel zu jung! Unter zwei Jahren soll man keine verheiraten. Und ein Rassetier scheint's auch nicht zu sein. Gibt's denn hier nichts Besseres?" „Aber zu teuer!" erhalte ich zur Antwort. „Frau Nachbar, Ihr seid eine gescheite Frau; das Teuerste ist hier meistens das Billigste."

Da muß ich doch einmal von einem Ziegenzuchtverein erzählen. Da hielten die Mitglieder auf das beste Zuchtmaterial, sparten den Hafer nicht und ließen namentlich für gute Böcke ein paar Goldfüchse mehr springen. Früher kostete die Ziege 15 bis 20 Mark, das Zicklein durchschnittlich 2 Mark. Aber jetzt sind die Preise für gute Ziegen auf 50 Mark im Durchschnitt hinaufgeschnellt. Bei einem Probemelken ergaben vierjährige Tiere nicht unter 3 Liter, einige über 6 Liter für den Tag. Frau Nachbar, gelt, das machten wir auch mit; drei Liter mehr, das hilft schon haushalten. Wer's so weit bringen will, muß natürlich auf bestes Material, tägliche Hafergabe und guten Stall halten.

Euren Stall könnt Ihr übrigens auch einmal weißen lassen. Wie ihr euch in schmuddeliger Stube nicht wohl fühlt, so geht's der Frau Geiß auch; sie kann's nur nicht sagen. Wenn also heute abend der Herr Gemahl von der Arbeit kommt, macht Ihr ein recht freundliches Gesicht, und dann wird er schnell nach Eimer

und Pinsel greifen und der Ziege die Wohltat erweisen. Auch gegen das Ungeziefer ist das gut. Und dann schlachten wir bald die alte, minderwertige und greifen einmal tief in den Geldbeutel und kaufen eine Langensalzaer Ziege für 40, auch 50 Mark. Das Kapital verzinst sich gewiß schon durch den Verkauf erstklassiger Zicklein. So kann Ziegenzucht auch die Sparbüchse füllen; und Milch und Käse gibt's obendrein. Ein guter Ziegenkäse ist was besonders Feines; wenn ich daran denke, läuft mir ein Pfützchen auf die Zunge . . .

Halt, da habe ich wirklich was ganz Wichtiges vergessen! Den Ziegenbraten! Neulich las ich in der Zeitung, daß es im lieben, deutschen Vaterland noch Dörfer gibt, wo Ziegenfleisch überhaupt nicht gegessen wird! Man denke sich, da werden die Geißlein geschlachtet, das Fell zum Verkauf abgezogen, und das Fleisch, — kommt in die Bratpfanne, denkt jeder vernünftige Mensch — falsch geraten, nein, das Fleisch wird als wertlos vergraben, weil sich die Leute davor ekeln! Als das ein paar biedere Schwarzwäldler hörten, haben sie grad 'naus gelacht über solche Dummheit. Drunten im Schwarzwald wissen sie nämlich ganz genau, was gut schmeckt. Da freut sich groß und klein auf die „Gitzi", die jungen Geißlein im zeitigen Frühjahr; Gitzi ist dann der gesuchteste Braten, der fein knusprig zubereitet in keinem Hause fehlt. Auch aus dem Fränkischen weiß ich, daß junge Geiß eine sehr beliebte Delikatesse ist, und daß „f. f. Bockbraten" als Kirchweihgericht besonders geschätzt wird. Und ich meine, ein guter Zickleinsbraten spricht für unsern Haushalt immer mit, zumal in der Gegenwart, wo die Fleischpreise ständig steigen. Darum sollten wir billig der Ziegenzucht und Ziegenhaltung etwas mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwenden.

Echte, aus der Schweiz eingeführte Ziegen zu kaufen, ist wegen des hohen Preises nicht mehr praktisch. Wir brauchen's auch nicht mehr, denn in Deutschland sind jetzt schon vorzügliche Nachzüchtungen und namentlich in der Milchergiebigkeit hervorragende Kreuzungen gemacht worden. Wir merken uns als Schweizersorten die weiße **Saanenziege**, die am meisten eingeführt wird. Die Farbe tut's aber nicht, auch braune und schwarze Saanenziegen sind empfehlenswert. Weiter die **Appen-**

zeller Ziege, die ebenso hornlos wie die Saanenziege nur gedrungener im Körperbau ist und einen dickeren Kopf hat. An Milcherzeugung steht sie der Guggisberger Ziege, rehbraun oder braunweiß gefleckt, ungefähr gleich. Sehr viel Milch gibt auch die Toggenburger Ziege, die im Badischen auf Schloß Eberstein nachgezüchtet wird und von dort bezogen werden kann. Mit diesen Schweizersorten halten heutzutage die deutschen Rassen einen Vergleich ganz gut aus. Da nenne ich vor allem die Langensalzaer Ziege, die der Gutspächter Engelbrecht zu Sonneborn (Gotha) in einer Herde von 200 Stück züchtet und auch verkauft. Da sind weiter die Schwarzwaldziege, die Harzer Ziege und der Thüringer Landschlag.

Wenn ich mir nun eins von den obengenannten Rassetieren oder eine wertvolle Kreuzung beziehe und meinetwegen dafür 40, auch 50 Mark ausgebe, dann bin ich damit noch nicht über den Berg. Denn was nützt mir die eine gute Ziege, wenn ich den dazu passenden, rassenreinen Bock nicht habe, um mein Tier weiter belegen zu lassen. Daher ist es Notwendigkeit, wenn Ziegenhalter im Dorf vorhanden sind, daß diese sich zusammentun und einen Ziegenzuchtverein gründen. Die Gemeinde muß auch etwas tun; man legt zusammen und sorgt vor allem für einen guten Bock. Da soll's Geld nicht angesehn werden, wenn man etwas Gutes bekommt, und glaubt mir's, die Kosten für einen edlen Bock kommen vielfältig wieder heraus; denn einmal muß die Nachzucht dadurch besser werden. Ihr merkt's ferner an den Preisen, die ihr beim Verkauf von Ziegen erzielt, ihr merkt's vor allem an der gesteigerten Milchergiebigkeit. Während früher die Jahresmenge von 300 Litern schon viel für eine Ziege war, kann jetzt bei richtiger Zucht die Milchmenge auf 700 Liter fürs Jahr gesteigert werden, und das hilft haushalten!

Wer noch weiter etwas über die Ziegenhaltung und Ziegenzucht wissen will, kaufe sich für 50 Pfennige geschwind Sohnreys Dorfkalender für 1905. Da drin steht ein ganz vorzüglicher Vortrag, den der Tierarzt Dr. Helfrich, der berühmte Mitarbeiter unseres „Deutschen Dorfboten" und unserer „Deutschen Dorfzeitung" über die Frau Geiß und ihre Pflege gehalten hat.

Wie der Teich verdienen hilft.

Ein guter Freund von mir hat als Landwirt eine stattliche Schafherde; als Nebenbeschäftigung treibt er Forellenfischerei in dem Bach, der durch seine Felder fließt. Wir kamen einmal ins Gespräch, was eigentlich so in der Landwirtschaft verdient würde. Da hat er mir auf Ehre und Gewissen versichert, daß er mit seinen 300 Schafen nicht soviel einnimmt als mit den 4 Kilometer Fischwasser, die er im Tale gepachtet hat.

Mein Freund hat recht, die Fischerei ist auch noch so ein Gebietchen, das sich ertragreicher beackern läßt, als es im lieben deutschen Vaterlande geschieht. Wasser gibt's überall; wenn's wenigstens soviel ist, daß der Feuerteich im Dorf damit gespeist wird, und in wieviel Fällen liegt das Wasser ganz unbenützt; nur die Frösche halten darin am Abend ein schönes Konzert. Und wie gut könnte der Teich doch mit verdienen helfen!

Dazu ein paar Beispiele:

In Berneuchen hatte ein Landwirt den Dorfteich, 1/4 ha groß, gepachtet; dahinein kamen Setzkarpfen. Reingewinn nach Abzug der Unkosten für Pacht, Setzkarpfen, Futter in 2 Jahren M. 265.—. In der Lüneburger Heide, wo's den vielen Sand gibt, lagen 40 Morgen als unfruchtbares Heideland. Ein findiger Kopf sah sich die Gegend an, sah auch das Wässerchen, was da floß, und der Plan für eine Forellenfischerei war fertig. Nebenbei bemerkt, die Forelle ist nicht nur ein Bewohner der Gebirgsbäche; auch Forellenzucht in Teichen ist möglich, wenn nur frisches Wasser in genügender Menge zufließt. — Die 40 Morgen Heide trugen keine Rente; nach Abzug der Unkosten brachte die neugeschaffene Teichanlage das nette Sümmchen von jährlich M. 900.—.

So ins Große wollen wir's natürlich nicht treiben; es läßt sich damit aber auch in kleinen Verhältnissen ein ganz hübscher Pfennig Geld machen. Viel gewonnen wäre, wenn sämtliche Dorfteiche in Deutschland überhaupt mit Fischen besetzt würden. Das brauchen ja nicht immer die großen Leute im Dorf zu tun; da kann auch einmal ein Handwerker, ein Tagelöhner heran; und er wird, wenn er's nicht ganz dumm anfängt, schon seinen Schnitt dabei machen. Dazu müssen wir aber einen

haben, der das Geschäft kennt und selbst schon getrieben hat. Zu dem gehn wir und bitten um Aufschluß, ob die Sache geht, und was er dazu meint. Bei so einer Neuanlage oder Besetzung eines Dorfteiches spricht ja mancherlei mit: Quelle, Temperatur des Wassers, Untergrund, Absatzgebiet und was dergleichen mehr ist.

Soviel sei nur bemerkt, daß es sich in unsern kleinen Verhältnissen nicht um die Zucht, sondern nur um das Mästen von Fischen handeln kann. Wir kaufen ein- oder zweijährige Setzlinge von der nächsten Brutanstalt oder von einem Großbetrieb und fischen unsern Teich alle ein bis zwei Jahre ab, wenn wir die Karpfen füttern, jedes Jahr. So bewirtschaftet hat in dem oben erwähnten Berneuchen ein 16 ar großer Hausteich einen Reinertrag von einem Zentner Karpfen ergeben. — Auch darüber wollen wir uns möglichst mit einem Fachmann klar zu werden suchen, ob bereits im Betrieb stehende Teiche richtig und voll besetzt sind, also ob die ganze Fläche wirtschaftlich vollständig ausgenützt ist. Haben wir am Ort oder in der Nähe keinen Fachmann, dann wenden wir uns ruhig an den Deutschen Fischereiverein, Berlin, Dessauerstr. 14 und bitten unter genauer Darlegung der örtlichen Verhältnisse um Auskunft und Rat; der kostet nichts und wird gern gewährt. Anschluß an den nächsten Fischereiverein kann wegen der reichen Anregungen, die man in der Aussprache empfängt, nicht dringend genug empfohlen werden.

Ich bin kein Berufsfischer, hab's aber doch einmal auch mit Fischzucht probieren wollen: Ich weiß noch wie heute, da redeten wir über Karpfenzucht und Karpfenteiche. Sagte mein Freund: „Wollen wir einen anlegen?" Ich war begeistert. Nun ging's gleich ans Plänemachen. Wir wollten uns ein Stück Gemeindeland pachten; die Gemeinde sollte in der Frohnde, wo immer ganz gemütlich mit einem Faß Bier in trautem Vereine geschafft wird, also in der Frohnde das Land zurecht machen, die Teichwände aufwerfen und abgraben. Dann erkaltete allmählich unser Eifer. Nur einen halben Tag ist am werdenden Fischteich gearbeitet worden. Nun liegt das Land öde wie erst, und wenn ich auf meinen Wanderungen da vorbei muß, sehe ich immer auf die andere Seite, weil ich mich leise schäme.

So sollt ihr's nicht machen! Sondern wenn ihr anfangt, sollt ihr's auch durchführen. Es gibt eine schwere Menge saure Wiesen in unserm Vaterland; seht euch den Platz und die Umgebung an. Ehe man kostspielig drainiert, nutzt man den Platz besser als Fischwasser. Es gibt genug Bächlein im weiten, deutschen Reiche, die tausende von Fischen mehr ernähren könnten, als heute in ihnen leben. Wenn wir Fischzucht treiben wollen, wählen wir nur Edelfische, Forellen, Karpfen, Schleie. In Berlin und den großen Städten kostet Forelle M. 4.50, hier am Platze wird sie nicht unter 1.20 M. fürs Pfund verkauft.

Noch etwas: Ich habe einmal gelesen, daß im Mittelalter Knechte und Mägde an manchen Stellen bei der Dienstherrschaft sich ausgemacht haben, mehr wie zweimal Fisch wollten sie in der Woche nicht! Wie ist das anders geworden im deutschen Dorf! Hand auf's Herz, Herr Vetter, was habt ihr schon für Fische gegessen? Ich will 10 gegen 1 verwetten, Hering und noch einmal Hering. Weiter kennt ihr keine Fische, wenn ihr nicht am Meere wohnt oder schon Fischzüchter seid. Auch an unsre Küche wollen wir denken: Schneiderkarpfen, vulgo Hering ist etwas ganz Gutes; heute abend gibt's bei uns welchen. Aber ein echter Karpfen schmeckt feiner, und am allerfeinsten schmeckt ein Karpfen, eine Forelle, eine Schleie, die man selbst eingesetzt, selbst gezogen, selbst gefischt hat.

Das Handwerk auf dem Lande hat noch einen goldenen Boden.

Es braucht kein ellenhohes Schaufenster zu sein und darin Fluten von elektrischem Licht; es braucht kein Schild über das ganze Haus mit Riesenbuchstaben zu laufen. Es geht für den Handwerker vom Lande auch ohne das alles. Es geht sogar ebensogut, manchmal viel besser als in der Stadt. Ich sage: Jeder Dorfhandwerker kann bestehn und braucht die Konkurrenz der Stadt nicht zu fürchten. Natürlich muß er was können. Ein Pfuscher bringt's in der Stadt zu nichts, natürlich auf dem Dorfe auch nicht. Verschiedene Dorfhand-

werker habe ich schon kennen gelernt, die tauschen mit keinem aus ihrem Fach in der Großstadt. Das waren aber auch ganze Kerle, die fest auf ihren Beinen standen.

Es gibt in der Gegenwart düstere Propheten, die wie der Uhu schreien und einem das Gruseln lehren wollen; die sagen: „Das Handwerk überhaupt ist kaput; und wo's noch nicht kaput ist, da besorgt's bald die Maschine ganz gründlich." Na, dagegen wehren sich erst einmal die Handwerker selbst; denn keiner läßt sich gutwillig auffressen; dagegen spricht auch ein gewisser, konservativer Zug unserer Landbevölkerung, der einen soliden Stiefel vom Gevatter Schuhmachermeister dem Massenfabrikat aus der Maschine noch immer vorzieht.

Und so wird's bleiben mit dem Schneider, dem Maurer, dem Tischler, dem Schmied, dem Wagner; die alle braucht das Dorf; die machen neue Stücke, die machen Reparaturen. Und wenn das Geld, wie sie wohl klagen, gelegentlich recht fest sitzt, so haben sie doch ihren guten Verdienst, und kommen auch vorwärts. Denn einmal haben sie ihren Rückhalt in der Landwirtschaft. Das ist sehr viel wert, wenn ein Teil der Nahrung, Milch, Brot, Schweinefleisch, Eier, Kartoffeln aus der eignen Wirtschaft gewonnen werden. Beim Bestellen und in der Ernte legen der Schneider die Nadel, der Schuster die Ahle beiseite und gehen mit aufs Feld. Das ist ihnen gesundheitlich was nütze, und die Profession kann's vertragen; sie können ja auch noch den Morgen und die Abendstunden im Geschäft arbeiten, wenn Not am Mann ist. Und weiter wird mir jeder zugeben, daß der Handwerker auf dem Lande, er sei Schneider, Schmied, Metzger mit geringer Konkurrenz und mit viel weniger Unkosten arbeitet als sein Kollege in der Stadt. Aber die Waare, die er fertigt, hält ihren Preis. Die Löhne sind bescheidener, die Miete oder Verzinsung des eignen Hauses ist lächerlich gering gegenüber der Großstadt, und wer einmal in Stadtgeschäfte hineingesehen hat, weiß, es ist da auch nicht alles Gold, was glänzt.

Der Dorfhandwerker muß also etwas können und verstehen, sonst ist er schnell von der vorwärts hastenden Zeit überholt und kommt zum alten Eisen. Darum denke keiner gering von der theoretischen Weiterbildung. Handwerkerfach-

schulen gibt's überall; die sind nicht nur für die Städter, die sind gerade so gut für das Dorf. Es ist ein Unding, wenn ich ein Bauernhaus bauen will, daß ich in die Stadt gehe und den städtischen Baumeister bitte: „Mach mir den Riß für ein richtiges Bauernhaus. Nein, auf jedem Dorf oder zum wenigsten im Nachbarort muß ein Baumeister zu Hause sein, der das genau so gut oder besser versteht wie der Mauermeister, der Zimmermann in der Stadt. Also, das Dorfhandwerk muß sich dranhalten, daß es nicht von der Stadt überholt wird, und muß jede Gelegenheit wahrnehmen, sich weiterzubilden und zuzulernen. Maurer und Zimmerleute gehen in den Wintermonaten auf die nächste Baugewerkschule, Schmiede besuchen den Kursus für Hufbeschlag, Tischler, Schlosser, Schneider, Müller bilden sich in ihren Fachschulen. Und sage nur keiner: „Wozu soviel theoretischer Kram? Die Praxis allein macht's!" Nein, die macht's allein nicht. Ich kann ein ganz guter Schneider sein und eine feine Männerhose anfertigen können; wenn ich aber die Theorie des Zuschneidens nicht gelernt habe, kann ich nicht konkurrieren; und so ist es mit jedem Dorfhandwerk. Habt ihr nicht die Mittel zum Besuch einer Fachschule, dann laßt eure Kinder wenigstens ein paar Jahre auf Wanderschaft gehen, und vergeßt ihr selbst nicht, ich sage's noch einmal, selbst euch fortzubilden. Das besorgen die Gewerbevereine auch bei uns auf dem Lande oft recht gut: Da werden Vorträge gehalten, wo man immer etwas mit nach Hause nimmt, da wird manches besprochen, was uns von Nutzen in unserm Beruf sein kann. Lest auch eine Fachzeitung: Die paar Mark jährlich für das Abonnieren sollen euch nicht dauern, ihr habt das Geld durch Erweiterung eures Gesichtskreises in kurzem wieder heraus. Ich kenne Handwerker auf dem Lande, die fleißig an ihrer Fortbildung weitergearbeitet und manches gelesen haben. Das war eine Freude, da in die Werkstatt zu treten. Da brauste der Benzinmotor; von ihm getrieben wurden Drehbänke und Hobelmaschinen, und die Dynamomaschine zur Beleuchtung des ganzen Hauses fehlte nicht.

Ja, aber die Kosten! Woher das viele Kapital nehmen? Nun ich denke, die Handwerker in der Stadt müssen auch mit fremden Gelde arbeiten; wenn die's bekommen, bekommt's der

Dorfhandwerker auch. Darum tut euch zusammen, gründet Genossenschaften oder sucht den Anschluß an eine bestehende Darlehnskasse. Wer tüchtig, fleißig und strebsam ist, dem wird auch immer Kredit gewährt. Daß solcher Zusammenschluß etwas für sich hat, habe ich neulich von unserm Schmidt gelernt. Wir redeten über Schmiedekohlen, und er erzählte mir, daß ihre Innung gemeinsam den Bedarf decke, zu zwölft jedes Jahr acht Doppelwaggon. Wenn einer gleich acht mal 200 Zentner bestellt, bekommt er's natürlich billiger, als wenn er nur hundert bezieht. Darum, ihr Dorfhandwerker tut euch im Einkauf zusammen. Was dort mit der Schmiedekohle möglich war, geht bei Leder, Zement, Holz, Eisen, Mehl und vielen andern Rohprodukten auch.

Ebenso wie den Einkauf muß das Dorfhandwerk den gemeinschaftlichen Verkauf organisieren. Mir ist hierfür aus Thüringen ein lehrreicher Fall bekannt: Korbflechterei ist, wie wir alle wissen, kein sehr einträgliches Geschäft; man behauptet sogar, die Weiden müsse der Flechter stehlen, wenn er überhaupt was verdienen will. In Tannroda waren die Erwerbs- und Absatzverhältnisse unter den dortigen Korbflechtern trauriger Art. Der einzelne hatte keinen geordneten Absatz, das Kapital fehlte. Da hat eine Genossenschaft, die vor Jahren in Tannroda entstand, wirklich Segen gestiftet. Jeder Flechter, der Ware abliefert, wird von der Genossenschaft bar bezahlt; die Genossenschaft liefert Rohmaterialien und vertreibt die fertige Ware; sie hat es fertig gebracht, daß das gegenseitige Unterbieten der Flechter und das Drücken der Preise durch den Zwischenhandel ganz aufgehört hat. Wandern wir aus Thüringen in den Schwarzwald, so lehrt uns die Holzarbeitergenossenschaft in Bernau ein Gleiches: Früher traurige Verhältnisse unter den Schneflern und wirtschaftlicher Rückgang; jetzt ein geordnetes, flottes Geschäft, Barzahlung bei Ablieferung der Ware und Erhöhung des Tagesverdienstes um täglich mindestens eine Mark?

Summa summarum: Auf den Kerl kommt's an: Ist der was wert, so kann ihn keine Stadtkonkurrenz unterkriegen; taugt er nichts, ist er faul oder zu bequem, dann hat er sich's selbst zuzuschreiben, wenn er bald überflügelt ist.



Hat einer Geschick und Neigung, so kann er vom Dorf aus auch Stadtkundschaft sich suchen. Ich denke da beispielsweise an Fleischer. Die Post schafft für 50 Pfennige 10 Pfund bis an die Reichsgrenze. Wieviel Städter würden mit Freuden zugreifen und ordentlich bezahlen, wenn sie wirklich „Hausschlachtenes" von einem tüchtigen Fleischer auf dem Lande beziehen könnten. Ich kenne auch einen einfachen Tischler, der hat die Fabrikation von Schneeschuhen angefangen; er hat sein Fach verstanden und wird nun durch ganz Deutschland empfohlen. Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren, und sie zeigen uns, daß das Handwerk auf dem Lande doch noch goldenen Boden hat. Darum du Vater, du Mutter, wenn dein Junge was Ordentliches gelernt hat, sag nicht: „So, nun kannst du was, such' dir ein Plätzchen in der Stadt! Nein, sag besser: Das Glück wohnt auch auf dem Land. Geh, such's. Treue läßt's dich finden."

Die Wunderkraft der Elektrizität.

Wenn ich mein Tal aufwärts wandre, immer dem Bache nach, der sich durch die Wiesen schlängelt, komme ich manchmal, so alle 200 Schritt an einer „Rolle" vorbei. Das ist natürlich keine Wäscherolle, keine Wäschemangel, sondern das Bächlein hüpft, tanzt, rollt unter starkem Rauschen über die Steine abwärts; das heißt man bei uns eine „Rolle". Dabei bleibe ich dann manchmal stehen und denke: „Bürschlein, Bürschlein, dich kriegen sie auch noch einmal, daß du ganz brav wirst und nicht mehr tanzest, nicht mehr rollst!" Wie lange wird's dauern, daß unsre Gewässer noch viel, viel mehr Mühlen treiben. Jede Rolle, jede starke Strömung gibt das Zeichen für starke Gefälle, starke Höhenunterschiede. Da gehören Mühlen hin, und diese Mühlen werden in Zukunft viel mehr wie jetzt dem Dorfe Kraft zuführen. Ja, was in dem Wasser doch für eine Menge Kraft steckt! Die Sonne hat das Wasser in die Höhe gehoben; nun fällt's wieder als Regen, läuft als Wasser im Bach zu Tale, will fleißigen Menschen ein

Teilchen Arbeit abnehmen, will's ihnen leichter machen. Da sieht nun mancher von diesen Zeilen auf und denkt: „Das Wasser mir?" Ich aber antworte ganz siegesgewiß: „Jawohl, das Wasser dir und vielen, vielen fleißigen Händen im deutschen Dorfe."

Einmal ein kurzer Spaziergang in die deutsche Vergangenheit: Wir wissen, unsre Voreltern, die alten Germanen waren schon Bauern wie wir, kannten aber noch nicht die Kraft des Wassers, die Kraft des Windes. Damals drehten Frauen und Sklaven den Mühlstein, und es war eine saures Stück Arbeit, das Brotmehl zu bereiten. Hätte man denen gesagt: in 1000, 2000 Jahren fällt das keiner Hausfrau mehr ein, sie hätten gelacht und hätten's ganz gewiß nicht geglaubt. Und genau so macht ihr's, wenn ich euch sage: Die Mühle für Brot und Schrot ist nur der Anfang; das Wasser wird in Zukunft noch viel fleißiger werden. Man hat's die weiße Kohle genannt; in der Tat laufen Unsummen von Kraft alljährlich zu Tale, ungenützt, verloren. Darüber ist man in neuerer Zeit sich immer klarer geworden; wir werden deshalb auch auf dem Lande bald viele Elektrizitätswerke haben. Amerikanische Spekulanten treiben den Petroleumpreis ständig in die Höhe; der Dorfbach kann Licht spenden durch die Elektrizität; bessere Lichtverhältnisse in unsern Dörfern wären auch ein kleiner Beitrag zum Glück auf dem Lande. Und zum Licht gesellt sich die Kraft; die fließt dann im Kupferdraht fort in jedes Haus. Wo z. B. ein Webstuhl steht, da wird sie die Muskelkraft des Menschen ersetzen; den Geist, die leitende Hand wird die Maschine immer noch vom Menschen brauchen, aber die Kraft gibt stetiger der Elektromotor.

Daß das keine Märlein sind, sagte mir jüngst eine Zeitungsnotiz: Bei Säckingen und Waldhut arbeiten 400 Weber daheim in ihrem Beruf. Wer schon einmal den Weberbaum getreten hat, der weiß, das ist kein leichtes Brot. Dort bei Säckingen im Badner Lande ist nun für 28 Orte eine Zentrale mit Stromleitungsnetz geschaffen worden; das hat an 400000 M. gekostet, die Regierung hat 40000 Mark beigesteuert, einzelne Fabrikanten auch, weil nur so die Hausindustrie gegenüber dem Fabrikbetrieb konkurrenzfähig bleiben konnte. Genannte

elektrische Zentrale besorgt nun täglich Kraft für den Webstuhl und Licht fürs Haus in jede dieser Webereien; das kostet für den Tag 60 bis 70 Pfennig. Allewetter! denkt da mancher. Aber der Arbeiter, der elektrisch natürlich flotter schaffen kann, verdient auch täglich M. 1,50 mehr, und das gibt den Ausschlag.

Also daß Elektrizität im ländlichen Betrieb durchaus keine Zukunftsmusik mehr ist, habe ich bewiesen; es reizt mich aber im Augenblick, gerade doch noch ein bißchen Zukunftsmusik zu machen. Der Bauer Müller ist an die in einer Mühle des Ortes eingerichtete elektrische Zentrale angeschlossen; sein Gut ist so groß, daß er zwei Pferde braucht und sieben, acht Kühe im Stalle stehen hat. Es ist im Winter gegen Abend, also Zeit, Häcksel zu schneiden. Herr Müller geht in die Scheune; da ist es schon düster, knipst einmal an der Wand, eine elektrische Lampe leuchtet auf. Nun kann er die Leiter aufwärts sehen; er wirft also den Tagesbedarf an Heu und Stroh herab auf die Tenne, geht wieder zum Schaltbrett an der Wand und stellt einen kleinen Hebel. Auf einmal beginnt der Motor an der Häckselschneidemaschine zu surren, und die Maschine läuft ganz geschwind. Nun braucht der Bauer nur das Futter einzulegen, das Schneiden besorgt die Elektrizität. Das geht ganz fadengerode, bis der Vorrat für den folgenden Tag fertig ist. Darauf geht's mit dem fertigen Spreukorb voll in den Stall; an der Tür wieder ein Knipsen, der Stall ist erleuchtet. Natürlich ist die Beleuchtung im Hause auch elektrisch.

Wenn einer als Hausindustrieller eine Drehbank gedreht haben will, die Elektrizität besorgt's, ebenso die Nähmaschinen, Kreissägen, Hobelmaschinen, und nicht zu vergessen das Dreschen. Sagt nicht, dann ist unsern Dörfern ihre Poesie genommen. Nein, viel nutzlos geopferte Kraft wird dadurch den Landbewohnern erhalten. Unser Dorf hat dasselbe Anrecht auf die Wohltat der Kultur wie die Stadt.

Aber wie soll das bei uns werden? Überlegt das Ding nach euren besondern örtlichen Verhältnissen, werbt für den Gedanken, daß die andern nicht platt auf den Rücken fallen, wenn's einmal Ernst wird, prüft die Kraftquelle, ob sie ausreicht, und wartet! „Aber da können wir lange warten, bei uns wird doch nichts." Nachbarn, ich wette einen Taler, in

20 oder 30 Jahren sind wir soweit, wenn dann also 1925 unser Dorf noch nicht elektrisch ist, ist der Taler euer, aber holen müßt ihr ihn, und ich will ihn gerne bezahlen.

Die Hecke.

Unsre Landwirtschaft muß heutzutage „intensiv" arbeiten, wie man sich mit einem häßlichen Fremdwort ausdrückt; sie muß alles in höchster Kraftanspannung ausnutzen, jedes Stückchen Feld, jedes Eckchen Hecke. Da schwinden dann die Raine und die Hecken immer mehr. Und das ist ein großer Schade. Denn Hecke und Rain machen auch eine flache Gegend abwechslungsreich, und die Hecke ist die Heimat unsrer besten Freunde, der gefiederten Sänger. Mir ist einmal gesagt worden, ein Rotkehlchen, das seine Jungen füttern muß, sammelt täglich Würmer, Kerbtiere, Raupen, die eins an das andre gelegt, einen Wurm von 14 Meter Länge ergeben. Das gibt zu denken. Schon klagen Obstzüchter und Landwirte, daß die Ungezieferplage sich gegen früher bedenklich gesteigert hat. Unstreitig hängt das mit dem Zurückgehen der heimischen Vogelwelt zusammen, und das Zurückgehen hat mit seinen Grund im Schwinden der Hecke.

Man hat in neuerer Zeit der Hecke wieder mehr Interesse zugewandt, und das mit vollem Recht; denn man hat gefunden, so ein einfaches Rasieren der Gegend, will ich's mal nennen, das Herausroden jeder Hecke rächt sich bitter an der ganzen Flur. Um einige Vorzüge der gut in Stand gehaltenen Hecke anzugeben, so ist sie einmal als Wetterschutz nicht zu verachten. Wir wissen namentlich in den Bergen, wie Schutzstreifen Wald den Sturm im Dorfe mildern. Die Viehzüchter in Schleswig-Holstein schätzen auch darum ihre Knicks, die großen ihre Äcker und Wiesen umziehenden Hecken, besonders. Wo diese Knicks gut dicht gehalten sind, ist das Weidevieh gegen Unbilden der Witterung besser geschützt als auf offener Trift, und der Hütejunge wird entbehrlich. Man weiß auch, daß innerhalb der Knicks das Gras eher grün wird als auf der ungedeckten Marsch. Auch die Saat entwickelt sich hier besser, und die

Gefahr des Kornausschlagens durch den Sturm ist nicht so groß. Weiter spricht der Holzertrag für Beibehaltung der Hecken. Bei uns wird das ganze Backholz nur in den Hecken gemacht, und wir haben den Wald nahe. Wo aber der Wald dem Ackerland hat weichen müssen, wo namentlich Wald nicht mehr zur Gemeinde gehört, wird aus jeder Hecke ein schöner Brennholzertrag herauszuwirtschaften sein, wenn sie richtig bepflanzt und gepflegt wird. Daß die Hecke der beste Schutz der Tiere ist, wissen wir alle, wir brauchen nur einmal an einem schönen Sommermorgen an Hecken entlang gewandert zu sein, und wir werden über das reiche Leben nicht nur der gefiederten Sänger, nein auch der andern Hecken- und Zaungäste unsre Freude gehabt haben, die alle da ein und ausflogen. Wie da die ganze Hecke lebt!

Voraussetzung für jede Empfehlung und Beibehaltung der Hecke muß natürlich sein, daß man nicht alles in solch einer Hecke wachsen läßt, was wachsen will; da muß eben auch Ordnung herrschen. Was wir nicht drin brauchen können, was durch ein ausgebreitetes Wurzelgeflecht die Ackerkultur schädigt, das muß beizeiten heraus. Dagegen ist es sicher nutzbringend, wenn wir Haselnuß, Eiche, Birke, Ahorn, Holunder, Steinweichsel u. a. pflanzen und pflegen. Aus den Hecken holen sich unsre Leute hier die schönsten Hackenstiele, Rechenstöcke und Werkhölzer.

Und nun auch ein Wort von der Schönheit der Hecke! Man halte zwei Landschaften nebeneinander, eine wo die Felder noch von den Hecken umsäumt sind, ein blühender, grünender Garten Gottes! Und die andre Landschaft: Acker in höchster Kultur, wo jedes Fleckchen mit Zuckerrüben bestellt ist. Niemand wird da die Entscheidung schwer, wo rechte Anmut und Schönheit wohnt! Noch haben wir in unsern Bergen die Hecke, die das Landschaftsbild so wunderbar anmutig und abwechslungsreich machen; aber immer mehr scheint sie auch hier zu schwinden. Dann wird unsern Bergen viel Schönheit genommen, und ich vermag's nicht auszudenken, wie unser Tal so ganz anders aussehen wird, wenn keine Hecke die eintönige Linie in der Landschaft wundervoll unterbricht, und unsre gefiederten Sänger haben dann keine Heimat mehr!

An alles das denkt, wenn ihr wieder einmal eine Verkoppelung macht, die leider immer mit Hecken und Bäumen arg aufgeräumt hat. Seht auch, wie über euch hoch in der Luft der Habicht kreist! Der freut sich, daß nun wieder so ein Zufluchtsort umgehauen wird, wo das flinke Vögelchen unterschlüpfen und der ruppige, große Räuber nicht eindringen konnte. Ach, macht doch unsre Singvögel nicht ganz heimatlos. Könnt ihr's nicht hindern und nicht aufhalten, daß draußen Hecke um Hecke fällt, zieht um eure Gärten den Weißdornzaun und pflegt ihn dicht. Stecklinge sind schwer aus dem Kern zu ziehen; wir kaufen den Bedarf uns besser aus einer guten Gärtnerei. Die Weißdornpflanzen werden einreihig in 15 bis 20 cm Abstand gepflanzt, am besten im Herbst; es geht im zeitigen Frühling aber auch noch. Im folgenden Herbst wird 10 cm über dem Boden einfach abgeschnitten, damit das kleine Stämmchen buschförmig austreibt. Dann wird der Gartenzaun zweimal im Jahre verschnitten, um Johannis und nach dem Blätterfall. Die abgeschnittenen Triebe werfe man den Kaninchen vor. Gleich von Anfang sorge man, daß die Triebe unten breit auslaufen; ³/₄ Meter dick muß eine ordentliche Hecke sein, die einen Spitzbuben abhält und unsern Vögeln Schutz gewährt. Beim Verschneiden verflechte man zugleich die Haupttriebe kreuzweis und verbinde sie durch dünnen Draht fest miteinander; das gibt wulst- und knotenförmige Stellen, wodurch die Hecke besonders wehrbar wird und ungezogene Jungen, die durch wollen, sich empfindlich die Hosen zerreißen. Glaubt, die kleinen Gesellen, die drin nisten und brüten, halten den Garten von Ungeziefer dir rein, sie zahlen also reichlich Miete.

Unsere Sänger in Feld und Wald.

Wie zu jedem Hause im Dorf von Rechts wegen ein Gärtchen gehört, so gehört in jeden Garten eine Einquartierung von lustigen, gefiederten Sängern. Wir wollen alle praktisch Vogelschutz treiben; denn wie die Vögel unsern Schutz und unsere Fürsorge brauchen, so brauchen wir ihre Mithilfe vor allem auch



in der Insektenvertilgung. Wir wollen die Heimat ihnen lieb machen, wollen Nistkästen anbringen und uns freuen, wenn im Stall die Schwalben bauen. Wir denken auch an die Hecke, die ein Schlupfwinkel und die Heimat für viele unsrer besten Sänger ist, und wollen sie erhalten und pflegen.

Vor allem aber gilt es, den Vogelfeinden etwas auf die Finger zu sehen, nicht nur den vierbeinigen. Eine Katze, die draußen räubert, ist für das Mausefangen verloren und verdient die Schrotladung, die jeder Jäger ihr von Herzen gern aufbrennt, wenn er sie erwischt. Wenn wir unsere Miez als Vogelfängerin kennen, wollen wir sie lieber abschaffen. Wir wollen auch den zweibeinigen Vogelfeinden das Handwerk legen. Lausejungen, die Nester ausnehmen, müssen durch ungebrannte Asche gleich beim ersten Mal kuriert werden. Verwichst solche Burschen gleich auf frischer Tat oder sorgt unerbittlich für strenge Bestrafung, denn aus jungen Nesträubern werden alte Vogelsteller, und die gehören nicht ins deutsche Dorf; denn sie nehmen ihm sein Bestes, den köstlichen Gesang der gefiederten Sänger, der zum Dorf gehört, wie die Sonne zum Tag.

Wir sollen auch an unsere Vögel denken, wenn im Winter die Futterplätze verschneit sind. Ein paar Körnchen oder Krümchen hat jeder übrig, und ein Brettchen vor dem Fenster wird sich auch noch erschwingen lassen. Etwas Wunderschönes habe ich da übrigens im vorigen Winter gesehen: Da war ein abgeleerter Christbaum in einem Garten aufgestellt; die Zweige waren mit einer Mischung von Rindertalg und Körnerfutter dick bestrichen, was beides warm aufgetragen war. Das gab ein wunderschönes Bild, wie im Christbaum, um den sich die Familie gefreut hatte, nun die lieben Sänger im Federkleid sich tummelten und sich gütlich taten.

Praktisch Vogelschutz treiben wir auch, wenn wir keine einheimischen Vögel mehr in unsern Häusern dulden.

Vogelbauer in der Stube mag ich nicht mehr. Bin früher wohl auch ein Vogelnarr gewesen; dann haben mir Vetter Stieglitz und Hänfling leid getan, und der Kreuzschnabel ist gestorben. Seitdem mag ich keinen Vogel in der Gefangenschaft mehr; aber draußen sind sie mir um so lieber. Brauchst

du zu deiner Arbeit daheim ein Vögelchen als guten Gesell, halte einen Kanarienvogel. Hast du Geschick, Zeit und Lust, kannst du auch an eine Kanarienhecke denken. Aus dem Harz gehen die Roller in aller Herren Länder. Schon haben in der Rhön ganze Dörfer als Nebenerwerb die Kanarienzucht aufgenommen. Daß damit etwas verdient wird, lehrte mich neulich eine Zeitungsnotiz: In einem Eisenbahnwaggon gingen für 6000 M. in unsern Bergen gezüchtete Vögel in den Harz, um von dort als echte Harzer Roller weiter versandt zu werden. Ich kenne einen Schnitzer; der rechnet durch seine Vogelhecke auf jährlich mindestens 100 Taler Nebeneinnahme. Es liegt immer Geld auf der Straße. Man muß es nur aufnehmen. Warum soll mit der Vogelzucht nicht auch noch was zu verdienen sein?

Der Wald, ein Kapital und eine Sparbüchse.

Hier in der Rhön sehen wir's ganz deutlich: Dörfer, die Gemeindewaldung haben, zahlen keine Kommunalsteuern; Orte, die in früherer Zeit den Wald leichtsinnig verschleuderten oder keinen Wert auf Waldwirtschaft legten, haben schwere Gemeindelasten zu tragen, oft 4 % des Einkommens. Daraus geht klar hervor: Der Wald ist Kapital, ist eine gute Sparbüchse und ein Notpfennig für schwere Zeiten. Unsre Gemeinde hat wenig Wald; sie fangen aber jetzt an, Ödländer und Huten aufzuforsten. Das ist sehr verständige Gemeindepolitik, jedes Dorf sollte sie treiben. Allerdings die Schafzucht leidet darunter; die geht aber überhaupt immer mehr zurück, und wir wollen sie ruhig eingehen lassen, wenn die Aufforstung der Gemeindeländereien damit gleichen Schritt hält.

Holz steigt fortgesetzt im Preise. Vor 25 Jahren kostete Grubennadelholz, also zwei Meter hohe Stämmchen zum Stützen und Verzimmern der Grubengänge, der Meter M. 2 im Solling; heute kostet er schon 11 bis 12 Mark, und noch immer steigen die Preise. Unsre sich immer mehr entwickelnde Industrie braucht viel Holz zu Kisten, zu Bauten, zur Pappe; und ganze Wälder sind jährlich nötig, um unsern Bedarf an Papier zu

decken. Das hat mit Lumpen nichts zu tun, sondern ist reiner, geschliffener nnd getrockneter Holzbrei. Also die Spekulation ist nicht schlecht, wenn unsre Gemeinden für Aufforstung jährlich etwas tun. Hier in der Rhön machen wir's so: Zum Pflanzen geht im Jahre ein oder zwei Tage die ganze Gemeinde in der Frohnde mit; es werden jährlich 5000 Pflanzen gesetzt. Dazu leistet der Staat einen hübschen Beitrag, außerdem gibt die nächste Oberförsterei die Setzlinge billig ab. Also die Selbstkosten sind gering und der Gewinn in der Zukunft ist groß. Allerdings merkt man erst später etwas davon, und da liegt der Haken. Unsre Leute müssen aus ihrem Eigentum etwas herauswirtschaften; da stellt sich nun für die Waldbesitzer die große Versuchung ein: So ein junger Bauer hat das väterliche Gut übernommen; jetzt heißt's herauszahlen. Hypotheken lasten schon auf dem Gut, Geld muß er schaffen; also muß der Wald dran glauben. Der ist noch nicht schlagreif. Aber Not kennt kein Gebot. Der Wald schafft bar Geld. Mit dem Wiederaufforsten ist es so eine Sache. Die Landwirtschaft braucht die ganze Kraft. Er denkt: ob ich's noch erlebe, wenn er einmal groß ist? Zuerst will er wieder anpflanzen; dann bleibt's liegen, das Ende vom Lied ist ein Stück Ödland mehr, und die Landschaft wird wieder um einen Reiz ärmer. Auch die Güterschlächter haben viel gemordeten Wald auf dem Gewissen. Wie machen sie's denn? Das Gut wird parzelliert und so teuer wie möglich losgeschlagen; der Wald wird abgetrieben, und es ist oft passiert, daß so ein freundlicher Herr, der nur aus Gnade und Barmherzigkeit das Gut überhaupt genommen hat, den Kaufpreis allein schon aus dem Waldbestand herauswirtschaftete. So einem Spekulanten fällt's natürlich nicht im Traume ein, für Aufforstung zu sorgen; wenn der Staat dann mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ihn zu zwingen sucht, wieder anzupflanzen, dann sagt er: „Jawohl", und tut's doch nicht. Der Staat hat ja ein hervorragendes Interesse, darauf zu dringen, daß dem Lande der Waldbestand erhalten wird. Der Wald ist für Regen ungeheuer aufnahmefähig; er ist der Wasserspeicher für trockene Zeit, er ist Ausgleich für Temperaturunterschiede, er ist ein Stück Volksreichtum; und das muß sich der Staat zu erhalten suchen.

Nun aber, Nachbar, was sollen wir tun? Auch anpflanzen! Ob so ein Stück Ödland brach liegt und dir nichts einbringt oder ob du mit kleinen Mitteln die Aufforstung versuchst und dir die Möglichkeit einer Einnahme schaffst, das ist doch nicht einerlei. Im ersten Falle bist du kurzsichtig und siehst nur soweit, wie deine Nasenspitze reicht, im andern Falle wird deine Arbeit gesegnet sein für ein späteres Geschlecht, und du baust an dem Glücke deiner Kinder. Wenn du's auch nicht erlebst, daß hoch über dir die Wipfel rauschen, deine Kinder schon werden's dir danken. Geh zum nächsten Oberförster und frage den Erfahrenen. Der freut sich gewiß, daß er einen verständigen Bauern vor sich hat und wird dir gut raten; der weiß auch, ob der Staat Beihülfen zur Aufforstung zahlt und wie man an das Geld herankommt. Und dann ans Werk! Möglich, daß im ersten Jahre die Pflanzung mißrät; laß dich's nicht verdrießen. Einmal wird's doch was; und es ist was Großes, wenn du den ersten Christbaum aus dem eignen Walde dir holen kannst. Dann kommen Stangen, dann schwache Hölzer, und deine Kinder dürfen schlagen. So weißt du nicht, wieviel Segen du ihnen antust; darum forste auf, und wenn du geschlagen hast, sorge für junge Anpflanzung. Es ist ein Segen drin.

Was für deinen eignen Grund und Boden gilt, gilt für die Gemeinden, das Ödland in der Dorfflur noch in höherem Grade. Zucken die andern in der Gemeinde mit den Achseln und wollen nicht mittun, weise auf die Dörfer hin, die durch ihren reichen Waldbesitz abgabenfrei seit Alters sind und sag: Anpflanzen! Laß sie ruhig lachen. Über den alten Cato in Rom haben sie auch gelacht. Der hatte die Ansicht, daß Rom nie Weltmacht werden könnte, wenn die Stadt Carthago noch blühte. So hat er im römischen Senat, ganz einerlei, was verhandelt wurde, jede Rede geschlossen: „Im übrigen, Carthago muß zerstört werden!“ Endlich ist seine Ansicht doch durchgedrungen. Wie wünschte ich dem deutschen Bauer etwas von diesem Eisenkopf aus alter Zeit, daß wir bei jeder Gelegenheit und auch mal, wenn's nicht recht hinpaßt, sagten: „Das Ödland in der Gemeinde anpflanzen! Für die Zukunft so Gemeindevermögen schaffen! Darum anpflanzen!“



Noch ein Wort über **Waldgenossenschaften**: Wenn es im Dorf eine Reihe vom Privatwaldbesitzern gibt, dann tut man gut, sich im Dorf zusammenzuschließen und den Anschluß an andre Waldgenossenschaften zu suchen. Ein Fachmann, Oberförster oder sonst wer, bestimmt den Wirtschaftsplan und nimmt auch den Verkauf in die Hand. Holzhändler sind schon oft im Wirtshaus höllisch freigiebig gewesen; da konnte getrunken werden, soviel man wollte, die Herren bezahlten alles; und das Ende vom Liede war, daß die Waldbesitzer am andern Morgen mit dicken Köpfen aufwachten und im Tran sich hatten gehörig übers Ohr hauen lassen. Das passiert in der Waldgenossenschaft nicht so leicht; die kann große Angebote machen, kann höhere Preise fordern und auch erzielen.

Was wollen wir lesen?

Ja, Herr Pfarrer, man müßte sich mehr drum kümmern", sagte nachdenklich der Hännes, der wieder einmal zu einem Plauderstündchen im Pfarrhaus eingekehrt war. „Um was?" fragte der alte Herr. „Um unsre Jugend." „Nun, Hännes, was ist denn wieder gewesen"? fragte der Pfarrer.

„Ach, Herr Pfarrer, die haben da wieder Lieder gesungen, gräuliche, unchristliche Lieder." „Wo"? „Auf der Gasse, im Wirtshaus, in der Spinnstube!" „Hännes, freilich müßte man sich drum kümmern, aber wenn ich komme, dann drücken sie sich, und wenn ich einmal in der Spinnstube einkehre, dann schweigen sie rein still." „Herr Pfarrer, man müßte sich eben mehr drum kümmern! Gibt's denn nicht so kleine Liederbücherchen, wo die Schweinecouplets und die Schelmenlieder nicht drin stehn?" „Freilich gibt's die; ich habe ja auch welche bezogen: 100 Stück Thüringer Volksliederbücher. Hab's ihnen ja auch angeboten, aber kommt denn einer?" Damit geht der Pfarrer auf seinen Bücherschrank zu und holt ein Liederbüchlein, kostet einen Groschen. „Und die Lieder sind gut?" „Hännes, die besten, die wir haben!" „Herr Pfarrer, geben Sie mir mal ein Pack mit, will doch einmal sehn, ob ich Geschäfte mache. — Und da in dem Bücherschrank, wohl alles

gelehrtes Zeug?" „Nein, Hännes: Gelehrtes und Ungelehrtes, Gutes und Schlechtes, Teures und Billiges!" „Herr Pfarrer, ich möchte einmal etwas Gutes sehn, es müßte aber auch billig sein!"

Da zog der Pfarrer einen ganzen Stoß aus seinem Bücherschrank heraus und stellte ihn vor den Hännes hin. Hännes nahm behutsam eins in die Hand: „Und das kostet nur 10 Pfennige? Schade, ich möchte wohl mal drin lesen." „Gern, Hännes!" „Hm, Herr Pfarrer, lachen Sie mich nicht aus, aber wenn das so gut und billig ist, was dahier in den Büchern steht, warum lesen denn unsere Buben und Mädels in der Spinnstube nicht so etwas Gutes?" „Ja, warum?" sagte der Pfarrer in tiefem Nachdenken. „Da ist", nahm Hännes nach einer Weile das Gespräch wieder auf, „vorigen Winter in der Spinnstube eins gelesen worden, hat geheißen: „Die Blutnacht im Königspalast zu Belgrad"; kostet das Heft auch nur 10 Pfennige, aber es sind ihrer 112 gewesen, die der Kolporteur aus der Stadt allmählich gebracht hat; ich habe ein paar Dinger gelesen, aber ich bin als verheirateter Mann schamrot geworden über soviel Schweinerei"! „Hännes, Ihr könntet helfen", sagte jetzt der Pfarrer; „wenn ich den jungen Leuten die Büchlein zu lesen gebe, dann denken sie, es ist erbauliches Zeug. Wenn Ihr's aber bietet, dann nehmen sie's vielleicht eher. — Hm, und wenn Ihr damit Geschäfte macht, dann schicke ich Euch auch in die Nachbardörfer, das heißt, wenn Ihr Lust habt!" „Will mir's überlegen, Herr Pfarrer, und will erst lesen, ob das Zeug was taugt."

Keine Woche war vergangen, da saß der Hännes schon wieder in der Dämmerstunde im Studierstübchen auf seinem Platz am warmen Ofen. „Na, Hännes, wo sind denn meine Bücher?" „Ich wollte das Geld bringen!" „Hännes, Ihr habt aber keinen Gewerbeschein!" „Herr Pfarrer, das wird so schlimm nicht sein, ich bin nur eine Wenigkeit ins Dorf gegangen, dahin und dorthin. Zuerst haben sie mir aus Gefälligkeit was abgekauft; habe ich gedacht: Schadet nichts; lest's nur, dann merkt ihr, daß das was Gutes ist. Namentlich die knallroten, die Wiesbadener Volksbücher, die sind schön und billig. An Grobheiten und an Spott hat's ja auch nicht gefehlt, aber ich habe ein dickes Fell!" „Hm, Hännes", nahm nachdenklich nun

der Pfarrer das Wort wieder", „wenn Ihr das so gut könnt, dann geht Ihr mir auch einmal auf die andern Dörfer!" „Herr Pfarrer, ich habe daheim meinen guten Verdienst . . ." „Umsonst verlangt's kein Mensch von Euch!" „Ja Herr Pfarrer, ich will's tun, und ich weiß, ich werde auch was los!"

Hat sich das Dorf gewundert, als ein paar Wochen später der Hännes mit einem breiten Ranzen über dem Buckel und einem ordentlichen Knotenstock in der Hand zum Ort hinaus marschierte. Er hat mancherlei unterwegs einstecken müssen, aber es ging; und der Ranzen war bedenklich mager geworden, als er am Abend des zweiten Tages wieder heim kam und beim Pfarrer seinen Rapport hielt. „Die roten Bände für 10 Pfennige bin ich fast alle los, nur, was Plattdeutsch ist, verstehen sie hier nicht. Ich bin aber auch von Haus zu Haus gegangen und ich denk', wo ich was verkauft habe, darf ich nächstes Jahr wieder kommen."

Noch am selben Abend füllte nach beendeter Abrechnung der Pfarrer und der Hännes das Reff wieder mit Büchern, Wiesbadener Volksbüchern, Liederheften, billigen Kalendern. „Hier ein paar Bücher von Sohnrey haben wohl auch noch Platz; aber das Pack Probenummern von der Deutschen Dorfzeitung wird wohl zu schwer?" Da lachte der Hännes und meinte: „Deutsche Dorfzeitung! Die lese ich, seitdem sie herauskommt. Die werden mitgenommen." „Hännes, wo Ihr nichts verkauft, da könnt Ihr am Ende immer eine Dorfzeitung dalassen. Helft, wenn Ihr das Blatt kennt, wißt Ihr auch, es ist etwas Gutes und es ist des Landmanns Sache, die drin vertreten wird." Da stellt sich Hännes aufrecht hin und sah schief auf seinen Ranzen und sagt aus tiefster Überzeugung. „Von den Blättern, da bringe ich keins wieder mit heim!"

So wurde ganz bescheiden die Kolportage auf einem Dorfe begonnen, und es ging! Sie ist ein Segen; denn sie ist notwendig! Drum, wollen wir den schlechten Lesestoff aus unsern Dörfern verdrängen, so müssen wir Besseres an seine Stelle setzen. — Es wird wieder Winter; die Abende werden lang. Was tut dann der Hausvater, wenn daheim die Langeweile durchs Zimmer kriecht? Er geht ins Wirtshaus und trinkt. Und die Hausmutter? Die geht in die Nachbarschaft und klatscht;

daheim aber bleiben die Kinder unbeaufsichtigt allein. Gebt doch den Leuten etwas zu lesen ins Haus. Aber gebt ihnen etwas Gutes! Kolportage allein tut's nicht, da müssen Volksbibliotheken her; und wo welche bestehen, da baut sie aus! Es gibt einen Heißhunger nach Lesestoff auf unsern Dörfern, und ich weiß es aus Erfahrung, altes, albernes Zeug wird zum zweiten, zum dritten Male gelesen, weil sie nichts andres haben. „Ja, Volksbibliotheken, ganz schön und gut", wird mir eingewendet, „aber wo sollen die Mittel herkommen"? „Schweigt still, wenn man will, da geht's! Außerdem hilft die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. (Berlin NW. Lübeckerstr. 6.) Je M. 6,— müssen vier Jahre hintereinander aufgebracht werden, dafür liefert der Verein 50 Bücher, die am besten an die Schulbibliothek angegliedert werden. Diese 50 Bücher können ausgesucht werden, und ihr Wert übersteigt den Anschaffungspreis von M. 24,— um ein vielfaches. Auch der Zentralverein für Gründung von Volksbibliotheken, Berlin SW. 13, Alte Jakobstr. 129, hat eine ähnliche Einrichtung mit ähnlichen Bedingungen und ist besonders darum hervorzuheben, weil er auch sog. Heimat-Bibliotheken zusammenstellt, die eine einzelne Gegend unseres Vaterlandes berücksichtigen. Der Verein hat hierüber Verzeichnisse zusammengestellt; man lasse sich also z B. das Verzeichnis der Heimatbibliothek für die Provinz Pommern schicken. Ja, gebt den Dorfbewohnern so Gelegenheit zu lesen und sich zu bilden!

Gebt den Leuten eine gute Zeitung in die Hand, nicht eine, die für die Städter in der großen Stadt gedruckt wird und jeden Tag Großstadtklatsch euch ins Haus trägt. Sorgt auch hier für gesunde Nahrung; und ich weiß da nichts Besseres als Sohnreys Deutsche Dorfzeitung (zweite Ausgabe: Deutscher Dorfbote), die vierteljährlich 60 Pfg., ins Haus gebracht 72 Pfg. kostet. Die ist es wert, in jedes Dorf im Vaterlande getragen zu werden; es ist des Bauern, des Landarbeiters Zeitung. Prüft, und ihr werdet sie schnell lieb gewinnen. Denkt auch daran, daß Nachbar Sohnrey noch mehr herausgibt; den prächtigen Dorfkalender, der so frisch und fröhlich einkehren möchte in jedes Haus auf dem Lande. Und dem heranwachsenden Geschlecht bietet „Vetter Klaus" alle Weihnachten

einen Band, „Die Landjugend" geheißen. Den „Dorfkalender", „Die Landjugend", „Die Dorfzeitung" besorgt gern die Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW., Dessauerstr. 14, die sich die Aufgabe gestellt hat, unsere Landbevölkerung mit gutem Lesestoff zu versehen. Wenn es eine gesunde Kost für Jungdeutschland gibt, so ist es diese. Ihr schafft damit gute Kost ins Haus.

Nachschrift. Daß mein Nachbar Heinrich Sohnrey an diesem Kapitel, in dem seine Schriften notgedrungen herausgestrichen werden mußten, ganz unschuldig ist, will ich noch ausdrücklich bestätigen. Pfarrer Löber.

Feierstunden für unsre Jugend.

Daß unsre heranwachsenden, jungen Leute Bedürfnis und Wunsch nach Geselligkeit, nach Unterhaltung haben, soll keiner ihnen verdenken. Wo finden sie die auf unsern Dörfern? Daheim wenig; denn vorgelesen, gespielt wird zu Hause oft überhaupt nicht. Bleibt also die Spinnstube. Die ist uralter Brauch und Einrichtung im deutschen Dorf. Da wollen wir nun, wenn auch einmal über Gebühr und selbst gegen die gute Sitte drin verfahren wird, nicht gleich nach dem Gendarm rufen und ihm anbefehlen: „Weg mit der Spinnstube, treibt die Jugend auseinander!" Sie würde doch Mittel und Wege finden, zueinander zu kommen, und durch das Fehlen der Aufsicht, die in jeder Spinnstube Ausschreitungen und Ungehörigkeiten verhüten soll und auch verhütet, würde das Übel schlimmer wie erst.

In unserm Dorfe treten jedes Jahr regelmäßig drei Spinnstuben zusammen, erstens die älteren jungen Leute, darunter die noch unverheirateten, gedienten Soldaten und die entsprechende Altersklasse von Mädchen. Scharf davon geschieden sind zweitens die 17- bis 20-jährigen, und die eben Konfirmierten bilden die kleine Spinnstube. Jede sucht sich in einem Bauernhaus ein Lokal, am besten bei solchen Eltern, die ein gleichaltriges Mädchen im Hause haben; da ist jeden Abend Spinnstube. Entweder wird als Miete eine Ent-

schädigung in bar gewährt, oder die ganze Spinnstube macht ein Weihnachtsgeschenk. Nach 7 Uhr kommen sie zusammen, um 10 ist Schluß; die jungen Burschen sind auch dabei. Getrunken wird kaum einmal, getanzt selten, gesponnen auch wenig. Der Flachsbau ist ja leider hier auch im Aussterben; so werden von den jungen Mädchen Handarbeiten gemacht, aber die Jugend ist jeden Abend beisammen. Man schwatzt, gelegentlich wird auch vorgelesen. Darauf achte man, daß da keine Schmutzgeschichten vorgelesen werden; die Schulbibliothek bietet Gutes in reicher Auswahl. Gesungen wird auch, alte liebe Volkslieder, auch neue, vom Grenadier bei Orleans und andres. Um 10 bietet die Herbergsmutter Feierabend; dann geht's nach Haus, und wenn Schlittenbahn ist, dann wird wohl auch noch ein paar Mal den Berg hinuntergefahren. Ist denn das staatsgefährlich, ist das was schlimmes? Schlimm wird's erst, wenn die jungen Leute keine Stelle mehr haben, wo sie harmlos zusammenkommen können, wenn man die Spinnstube verbietet; dann treibt man das junge Volk einfach auf die Gasse.

Ob in unsern Spinnstuben Beschäftigungsspiele getrieben werden, weiß ich nicht. Kartenspiel habe ich mehrfach bemerkt; am Ende ist es besser, sie tun das in der Spinnstube als im Wirtshause.

Ein Hauptfest ist hier der Lichtmeßtag: Im protestantischen Orte wird in Erinnerung an uralte Dorfsitte am Tag der Freya, der Beschützerin des Hauses, das Spinnfest gefeiert, in der Spinnstube und im Wirtshause. Da wird vorher erst Kuchen gebacken, viel Kuchen, natürlich in der Spinnstube; im Zuge ziehen die Mädels mit ihren Kuchenblechen zum Gemeindebackhaus, die Burschen sind auch dabei. Dann wird drei Nächte fast durchgetanzt, und jeden Mittag und Abend wird in der Spinnstube getafelt, einmal Braten und rohe Klöße, einmal Kraut und Fleisch, einmal Bratwurst und Kartoffelsalat. Kaffee und Kuchen gibt's extra.

Daß die Spinnstube an sich immer einwandfrei ist, will ich damit nicht behaupten; sie zeigt vielmehr, wo wir einsetzen müssen, um unsrer Jugend etwas mehr Geschmack beizubringen, vor allem im S i n g e n! Aber ach, was werden da oft

für elende Schelmenlieder mit ruhigem Blute gesungen. Darum sorgt mit für gute Volksliederbücher. Vor mir liegt ein braunes Büchlein, kostet im Hundert 10 Pfennige und heißt: Thüringer Volksliederbuch. In vorzüglicher Auswahl wird hier das Beste geboten. Von den Volksliedern kennt unsre Jugend den ersten Vers gut und den zweiten nur zur Hälfte. Gebt ihr für zehn Pfennige das Büchlein in die Hand und ihr freut euch, wenn die Lieder an lauen Sommerabenden von der Jugend auf der Dorfstraße gesungen werden.*)

Weiter die Rätsel: Auch im Rätsel macht sich, wie ich öfters zu bemerken Gelegenheit hatte, die Zote breit. In jede Dorfbibliothek gehört ein gutes Rätselbuch, und jede Spinnstube soll, wenn nichts andres getrieben wird, sich auch die Zeit und Weile mit Rätselknacken vertreiben.

Dann die Beschäftigungsspiele. Davon gibt's eine ganze Menge: Mühle, Damenbrett, Halma, Domino, Glocke und Hammer, Schwarzer Peter; und selbst in einem gelegentlichen Skat kann ich ein Staatsverbrechen nicht sehen.

Am dritten Lichtmeßtage wird verkleidet durch unser Dorf gezogen; da gibt's Neger, schöne Damen mit Schleier und Federhut. Was ist das Verkleiden für ein Spaß! Das führt uns aufs Theater. Im vorigen Herbst wurde bei uns eine Wasserleitung festlich geweiht. Einer hatte ein Festspiel verfaßt; junge Dorfmädchen, Burschen, Rohrleger kamen drin vor. Zehn Proben haben wir gehalten, ehe es klappte. Da hatte man die Jugend ganz, und der Eifer und die Freude, die kosteten nichts, die hatten wir umsonst, da habe ich mir vorgenommen: Von jetzt an wird jedes Jahr gespielt. So ist's auch möglich, daß unsre alten Dorftrachten wieder zu Ehren kommen. Es hat ja kein Mensch geglaubt, daß unsre Eltern und Großeltern so sauber gekleidet waren, wie wir es da auf der Bühne gesehen haben. — Das ist der Winter; von Familien- und Leseabenden noch ein Wort an andrer Stelle.

Und im Sommer? Da ist mein Amtsnachbar, Pfarrer

*) Ein „Deutsches Dorfliederbüchlein" ist in den „Handreichungen für Volks- und Familienabende" vorgesehen, (Verlag der Deutschen Landbuchhandlung) und wird ebenfalls für ein ganz Geringes zu haben sein.

César in Wiesenthal (Rhön) vorbildlich für jedes deutsche Dorf. Jeden Sonntag nachmittag spielt der mit seinem jungen Volk, oft auch ein paar Parten gegeneinander; namentlich das Ballspiel wird getrieben. Die Begeisterung und den Eifer solltet ihr sehen, der auch die Mädchen erfaßt, die mit der Pfarrfrau Ball schlagen. Überhaupt sollte das Ballspiel auf unsern Dörfern viel mehr getrieben werden, nicht nur von Kindern. Früher als der Dorfanger noch nicht beseitigt war, tummelte sich mit Schleuder- und Schlagball das Jungvolk auf dem grünen Rasen, und die Alten saßen dabei und dachten schmunzelnd der Zeiten, wo sie selbst noch so blühten wie die Jugend vor ihren Augen. Was durch Jahrzehnte langes Brachliegen gesündigt ist, kann durch Fleiß und ein wenig Interesse bald eingeholt sein; man soll nur mit dem Säen nicht zu lange warten!

Und Spiele gibt's noch eine ganze Menge; halb vergessen sind sie, laßt sie aufwachen. Vor allen Dingen gilt's aufzuräumen mit dem albernen Vorurteil, daß konfirmierte Jungen und Mädchen nicht mehr spielen dürfen, sondern daß es feiner ist, auf der Dorfstraße herumzulungern. Laßt sie Ball spielen, spielt mit ihnen, und die Jugend dankt's euch, und wenn's auch nur dadurch ist, daß sie diese Stunden nicht im Wirtshause verkneipt.*)

Auch vom T a n z e n ein Wort: Früher fand zur Kirmes ein Umzug durchs Dorf statt. Vorweg der Bursch mit der weißen Schürze und der Gießkanne voll Braunbier in der Hand, dann die Musik, dann die Paare, Burschen und Mädels. Bei der Dorflinde wurde Halt gemacht; und nun ging ein fröhliches Tanzen an, die alten Dorftänze alle, und die Mädels in ihrer Tracht sahen viel saubrer aus als die Modedamen von heute, die ihren schön gewachsenen Leib in ein Korsett pressen und nachmittags und abends ein neues Kleid haben müssen, weil das so zur Kirmes gehört. Ja, die alten Tänze! Was steckt da für ein Kapital an Volkstum noch drin, und

*) Der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege bereitet ein Buch vor, das dazu beitragen soll, die schönen alten ländlichen Spiele wieder zu erwecken, es wird heißen: „S p i e l e u n d F e s t e d e s d e u t s c h e n L a n d v o l k s."

wie schnell vergißt die Gegenwart, was unsre Altvordern Jahrtausende lang getrieben. Ich hatte gelegentlich erfahren, daß früher hier ein Tanz von jedermann gern getanzt wurde, die „Siebensprünge“ geheißen. In unser Festspiel wollten wir ihn gerne aufnehmen. Was hat das für Not gemacht, ehe wir das Richtige zu haben glaubten. Nur einer hatte ihn noch mitgemacht; und als dann unsre Buben und Mädels nach der Melodie tanzten:

„Ei wer kann die Siebensprünge?
Ei wer kann sie tanzen?
Ist das nicht ein braver Mann,
Der die Siebensprünge kann?“

da hörten wir doch hinterher, ganz richtig wär's nicht gewesen, und die echten Siebensprünge hätten anders gegangen. Darum lehrt dem jungen Volk die alten Tänze, ihr habt Schönes aus der Vorzeit wieder ein Lebensalter länger bewahrt!

Zum Spielen, Singen und Tanzen geselle sich auch das Turnen auf dem Lande. Wieder vorbildlich hierin ist César in Wiesenthal; der hat in seinem Gemeindehause Turnabteilungen für konfirmierte Jungen und Mädchen gebildet. Ich habe da ein Turnfest mitgefeiert, so prächtig harmonisch, so frisch, wie ich kaum sonst ein ländliches Fest gesehen habe. Da wechselten Gruppenübungen mit Einzelturnen, da führten Dorfmädchen einen prächtigen Reigen auf, und ich habe, obgleich es ein heißer Tag war, nicht einen Betrunkenen auf dem Festplatz gesehen; denn die Turner tranken Limonade, tranken Squash, hier Quatsch genannt, und behielten so einen klaren Kopf. Wer schon einmal bei einem ländlichen Fest über den Platz gewandert ist, hat es mit Weh im Herzen gemerkt: die Geselligkeit auf dem Lande ist ja bei uns weiter nichts geworden als Trinken und Tanzen, Tanzen und Trinken. Ob das einmal anders wird?

Aber unsre Jugend soll nicht im Biere untergehn! Laßt die Buben und Mädels tanzen und turnen, spielen und singen; glaubt mir's, ihr erhaltet dadurch das heranwachsende Geschlecht gesund an Leib und Seele.

Geselligkeit.

Nun ist die Erntearbeit getan; jetzt kommt der Winter, jetzt heißt's auch wieder daran denken, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, sondern daß zum Wohlbefinden noch mehr, noch Besseres gehört: Pflege des Geistes, Anregung, edle Geselligkeit. Diese Anregung zu geben hat die Kirche sich lange allein für befugt nnd berechtigt gehalten; erst in neuerer Zeit besinnen sich weitere Kreise auch auf dem Lande an ihre Pflicht, in die Eintönigkeit der Wintermonate Abwechslung, mehr geistiges Leben zu bringen. Bibliotheken wurden auch auf dem Lande geschaffen, guter Lesestoff fand in die Bauernstuben Einlaß. Ja, das Lesen: Wenn einer in stillen Winterstunden bei seinem Buche sitzt, kann das Buch ein gar trauter Gesell sein. Größer noch wird die Wirkung des Buchs, wenn's ihrer mehrere gemeinsam genießen, wenn einer vorliest und die andren zuhören. So haben wir's im vergangenen Winter gemacht, ernste und heitere Sachen haben wir vorgelesen, möglichst so, daß jeder Abend sein eignes Gepräge trug und in sich abgeschlossen war. Da kam Gottfried Keller zum Wort, Sohnrey, Marie von Ebner-Eschenbach, Schillers Tell, auch einmal Rabe. Und ich habe mich immer gefreut, wie prächtig aufmerksam die Alten und Jungen zugehört haben. Dies Jahr wollen wir's noch etwas weiter ausbauen, nicht nur Burschen und Männer, auch Frauen und Mädchen sollen geladen werden. Peter Maritz, der Burensohn von Transvaal, ein gutes Buch, liegt schon auf meinem Schreibtisch. Jede Woche wird gelesen, und ich weiß, sie kommen und freuen sich mit mir.

Wenn's paßt, denken wir auch wieder an einen Familienabend. Auch dafür gibt's dankbare Zuhörerschaft. Als wir uns vom Flottenverein die Bilderserie über unsere Flotte hatten kommen lassen – jedem, der darum bittet, wird sie gern überlassen —, ei, was war das für ein anregender Abend. Ein ander Mal hatten wir vom Verein für Innere Mission in Leipzig prächtige Darstellungen aus dem Leben Jesu; in der Kirche bei Lampenlicht wurden sie gezeigt. In einem andern Jahr hatte sich eine Reihe von Amtsbrüdern zusammengetan und sich

Bilderserien kommen lassen von den Züllchower Anstalten zu Züllchow bei Stettin. Da ging's in die Kolonien, da haben wir im Bilde den Krieg von 1870, im nächsten Jahre Luthers Leben gesehen, und ich kann nur sagen, daß diese Stunden durch Bilder und Vortrag reiche Anregung in's Dorf gebracht haben.

Bilder sind nur ein Teilchen dessen, was an einem Familienabend geboten werden kann. Die Schulkinder singen ein mehrstimmiges Lied, die musikalischen Kräfte aus der Gemeinde tun sich zusammen und spielen eins auf; was haben wir für schöne Quartette in unsern Familienabenden gehört! Der Gesangverein kann singen, und ein Vortrag kann dem ganzen Abend den Zusammenschluß, die richtige Verbindung geben. Man kann das Ganze um kirchliche Feste und Gedenktage gruppieren, patriotische Feste sind gegebener Anlaß, und vor allem vergesse man die Heimatgeschichte nicht: Was sagt uns nicht alles schon unser Pfarrarchiv, was erzählen die Kirchenbücher nicht aus alten Zeiten. Auch schlichte Bemerkungen gewinnen Leben, wenn man nur in die vergangenen Tage hineinhören will. Früher war ich in einem Ort auf dem Thüringer Wald mit hochentwickelter Glasindustrie. Da bin ich einmal den Anfängen der Glasmacherkunst nachgegangen, habe alte Gläser gesammelt und Nachrichten da und dort zusammengetragen. Dann habe ich an einem Abend einmal der Gemeinde alles, was wir gefunden hatten, ausgestellt und die Nachrichten geordnet und gesichtet vorgetragen. Was dort versucht wurde, ist auf jedem Dorfe möglich. Man überrede nur die Frauen der Gemeinde, daß sie einmal in ihre Truhen greifen und die Erzeugnisse der Bauernkunst aus vergangenen Tagen uns leihen. Was kann nicht alles allein über die Tracht erzählt und gesprochen werden! Oder man nehme einmal die Ortsnamen her, Wegbezeichnungen, Forstorte, Grenzen, Flurnamen, stelle zusammen und suche sprachgeschichtlich die Bedeutungen zu erklären oder zu verstehn. Was tut sich da für eine Fülle von Neuem, Interessantem auf. Oder man sehe sich die Namen der einzelnen Dorffamilien an, suche sprachlich zu erklären und aus den Kirchenbüchern nachzuweisen, seit wann sie im Dorfe sitzen und woher sie kamen, und man verfolge, wie

einzelne Familien ausstarben. Wie läßt sich da der Abend füllen. Und ja nicht zuviel bieten! Soll's ein gemütliches Beieinander sein, dann gönne man beim Glase Bier auch dem gemütlichen Austausch sein Recht.

Und neben den Bildern, der Musik, dem Vortrag verschöne das Theater unsere Familienabende. Wir wissen es alle, wie platt, verfänglich und auf die Zote gemünzt oft schon die Couplets, die komischen Stückchen, die Theateraufführungen auch auf dem Dorfe sind. So wollen wir's dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege danken, daß er jüngst die Anregung gegeben hat, einmal alles, was für die ländliche Bühne geeignet erscheint, zu sammeln und zu sichten; es wird da viel Stoff zu bewältigen, viel Ungeeignetes auszuscheiden sein, aber manches Gute wird doch bleiben.*) Geistliche und Lehrer und wer sonst Mut und Geschick hat, sollen ihr Pfündlein nicht vergraben, sondern sollen auch hier ansetzen, damit für die Dorfbühne eine noch reichere Auswahl an guten, spielbaren Stücken beschafft werde. Ja, sie sollen mithelfen, daß auf unsern Dörfern der Geschmack an echter Heimatkunst sich bilde und läutere.

Daß auch die Dorfbühne wirklich vorzügliches leisten kann, wenn nur fleißig gearbeitet wird, hat mancher Ort schon glänzend bewiesen. Für die Dichtung in der Mundart ist gerade hier die gegebene Pflegestatt. Was haben die Wiesenthaler, die Oberweider u. a. doch Köstliches in der Aufführung der Dorfmusikanten im Rhöner Dialekt geleistet.

Den Geschmack zu bilden und zu läutern ist auch die Aufgabe der Gesangvereine auf dem Lande. Ich bin vor Jahren einmal heftig angegriffen worden, weil ich ein kräftiges Wort über Geschmacklosigkeiten in der Darbietung der ländlichen Gesangvereine geredet hatte; aber es tut mir heute noch nicht leid, weil der guten Sache damit doch etwas gedient wurde. Und ich meine, die andern, die als schlichte Hörer auch unter einer Bühne sitzen, wo Verfängliches geboten und

---

*) Die Frucht dieser Arbeit soll als „Ratgeber für das Theaterspiel in Landorten" in unsrer Deutschen Landbuchhandlung Berlin SW 11, erscheinen.

belacht wird, sollten sich das einfach nicht bieten lassen, sondern zur rechten Zeit auftreten und dann deutsch reden! Ich denke ganz gewiß nicht gering von der Arbeit der Gesangvereine auf dem Lande. Ich bin selbst Sänger und habe meinem Verein mit Begeisterung gedient. Aber nur dann kann ich mich über das goldene Leben im Gesang freuen, wenn die Vereine ihrer hohen Aufgabe recht eingedenk bleiben, den Kunstgesang zu pflegen, den Geschmack zu bilden und die im Volkslied schlummernden Schätze wieder auszugraben.

Nicht verschwiegen werden mag an dieser Stelle, daß die Vereinsmeierei auf dem Lande auch schon krause Blüten treibt.

Darum meine ich: Überall dabei zu sein braucht man ja nicht, und wer das Glück in Vereinen und im Wirtshaus sucht, sucht's nicht daheim, und da ist immer etwas faul!

Erholung und Ausspannung braucht jeder, der arbeitet. Aber das Ausspannen, das Feiern, die Feste seien nicht das einzige Ziel unsrer Arbeit. Edle Unterhaltung, Spielen, Singen, Genießen im besten Sinne stärke uns für des Alltags Last, daß wir froh und fröhlich unsere Arbeit auf uns nehmen und es jedem beweisen, der es wissen will: Auch auf dem Lande wohnt edle Geselligkeit!

Dorfgeschichte und Dorfmuseum.

Wir redeten über die Kartoffelernte; und ich weiß nicht, wie ich drauf kam, ich fragte: „Wie lange wird die Kartoffel hier angebaut?“ „Das muß sich ausrechnen lassen,“ sagte der andere, „mein Vater hat als junger Bursch die ersten Kartoffeln aus der Stadt im Ranzen gebracht; im Hähnicht unter der Straße sind die ersten in hiesiger Flur gesteckt worden. Mein Vater hat's oft selbst erzählt!“ Dann haben wir zusammengerechnet und herausgefunden, daß ungefähr in den Jahren 1830 bis 1840 hier im Gebirge die ersten Versuche mit dem Kartoffelbau gemacht worden sind. Hätte ich nun nicht zufällig gerade den, der's wissen mußte, gefragt, sondern

wäre an einen andern geraten, dann hätte es einfach geheißen: Ach, die Kartoffeln sind schon seit Jahrhunderten bei uns heimisch!

Das Vorstehende ist ein ganz kleines Abschnittchen aus dem Kapitel Dorfgeschichte. Es leben zumal in der alten Generation noch soviele Sagen, soviele Erzählungen, die weit in die Vergangenheit rückwärts reichen. Sollen die nun untergehen? Seht, das macht mir mein Dorf so lieb, daß auf Schritt und Tritt Erinnerungen, Anklänge an alte Zeiten unser Auge, unser Ohr treffen, und man nur hineinzuhorchen braucht, um Klänge aus einer reichen Vergangenheit zu vernehmen; und das hebt ja unser Dorf so hoch über die große Stadt. Sieh dein eigen Haus an, die Zahl über der Tür sagt, wann es gebaut ist; und die Erinnerung an den Erbauer ist noch nicht geschwunden, dein Vater selig hat dir noch davon erzählt. Und die Dorfstraße, das weißt du noch, war früher keine Chaussee; dann erst wurde sie gebaut. „Wann?" „Da war ich 17 Jahre." So hast du wieder eine Nachricht aus der Dorfgeschichte; und die Verkoppelung, was war früher anders? Wo lagen eure Felder, und die beiden Brücken im Ort, gewiß sind die uralt? „Nein, als ich aus der Fremde heim kam", erzählt mir der älteste Mann der Gemeinde, „da haben die Burschen als Kirmesunfug das Lattenbrückchen eingeworfen, und die Dorfversammlung ist für eine neue, steinerne gewesen." Und ich hatte vor unserm Brückchen immer so besondere Hochachtung, weil ich meinte, 200 Jahre wäre es mindestens alt.

So läßt sich noch vieles fragen, und manches ist jetzt noch zu erfahren, was bald vergessen ist, und sich nicht mehr nachweisen läßt. Beispielsweise kirchliche Gebräuche. Da bin ich wieder zum ältesten Mann unsrer Gemeinde gegangen, der so schön erzählt, und habe ihn gefragt: Wie war früher die Taufe, wie war die Hochzeit? Dann hat er mir erzählt, und ein farbenprächtiges Gemälde von alter Bauernkraft und Bauernstolz ist vor mir aufgestanden: wie das Paar mit Musik in die Kirche zieht, wie im Gotteshaus der Brautführer mit einem Kratzfuß dem Bräutigam die Braut zuführt, und wie dann in der Scheune der Brautreigen getanzt wird. Vieles davon ist in neuer Zeit abgekommen, aber es ist noch nicht vergessen.

So sammelt und schreibt auf, ehe es zu spät ist! Und diese Mahnung gilt nicht nur den Geistlichen und Lehrern, nein, jeder mag's tun, ob er nach seiner Meinung die Feder auch noch so ungeschickt führt, er weiß ja nicht, ob er der Nachwelt nicht unschätzbare Dienste erweist. Ein Beispiel: Durch meine Hände ist einmal ein Tagebuch aus den Jahren 1805 bis 1816 gegangen; das waren ganz schlichte Aufzeichnungen eines einfachen Mannes; obgleich sie kaum hundert Jahre zurücklagen, war doch alles in diesen Blättern interessant, die Lebensmittelpreise, Aufzeichnungen über eine Reise, kurz sie boten ein prächtiges Spiegelbild einer vergangenen Zeit. Das kannst du auch. Ich denke an die schöne Sitte unsrer Väter, in der Bibel, im Gesangbuch alle bedeutsamen Lebensereignisse einzutragen. Mit Ehrfurcht vor den längst entschlafenen Schreibern solcher Zeilen habe ich in solchen Blättern schon gelesen. Warum kannst du das nicht? Ist es nicht ein schöner Gedanke, daß ich dann, wenn ich längst schon im Grabe schlafe, noch durch solche Zeilen zu Kindeskindern reden kann. Drum versuch's; schreib auf: Mein Vater hieß so, mein Großvater so; unsere Familie ist nach alter Familienüberlieferung aus Sachsen eingewandert. Schreib auf, was dir der Vater, der Großvater noch erzählt hat, schreib auf aus deiner Jugend, von Kriegszeiten und von Friedensarbeit.

Und wie du hoffst, daß deine Enkel dein Wort in Ehren halten, so denke du nicht gering von den Aufzeichnungen aus vergangenen Tagen! Neulich habe ich von einem Bauerngeschlecht in der Lüneburger Heide gelesen; das besitzt noch heute Familienaufzeichnungen rückwärts gehend bis 1450! Mit viel wertvollem Material haben die großen Kriege, namentlich der Dreißigjährige aufgeräumt. Wie würden unsere Dörfer noch viel reicher an prächtigen Altertümern sein, wenn nicht die Kaiserlichen und die Schweden so gar reine Bahn und ganze Arbeit in der Vernichtung des Alten gemacht hätten! Aber es gibt doch noch in deutschen Bauernhäusern genug Familienaufzeichnungen in Bibel und Gebetbuch, in Briefen und Dokumenten, daß die wertvollsten Aufschlüsse über die Dorfgeschichte daraus entnommen werden können. So ist es ganz selbstverständlich, daß wir solch wertvolle Zeugen der

Vergangenheit nicht als wertlos vernichten, nicht für einen Bettel aus der Hand geben; die wollen wir verwahren, die wollen wir hüten, und wenn einmal so ein Bücherwurm, ein Altertumshändler danach begehrlich die Hand ausstreckt, dann wollen wir sagen: „Abschreiben ja; aber verkaufen, wegschenken nie!"

Und genau so machen wir's mit dem Alten am Haus, im Haus, im Dorf und in der Feldmark: Das wollen wir hüten, das wollen wir ehren, das wollen wir erhalten. Ein Beispiel: Eine uralte Dorfkirche soll repariert werden. „Vor allen Dingen aber die häßlichen Löcher in der Mauer zu," sagen die Mitglieder des Kirchenvorstandes. Der Ortsgeistliche weiß nicht, was diese Luken in der Kirchwand bedeuten, und zieht einen Architekt zu Rate. Der sagt: „Hochinteressant; die müssen erhalten bleiben, das sind ja Schießscharten und Öffnungen, um heißes Wasser, Pech, Öl auf die Angreifer zu schütten." So wird ein ganzes Stück Dorfgeschichte lebendig. Feindliche Scharen bedrohen das Dorf. Die Kirche bleibt die letzte Zuflucht. Dank ihres Festungscharakters können sie die Feinde nicht stürmen; das Dorf ist durch seine Burgkirche gerettet. . . .

Ein Bauer hat eine alte Tür am Hause, mit prachtvollem Blattwerk geschnitzt; kommt ein Altertumshändler vorbei und sieht die Tür. „Jochen, ich dächte, die hätte bald ihren Dienst getan," sagt der und weist auf das Altertum. „Hm", sagt der Bauer. „Ja . . . ., mir gefällt die Türe." „So", sagt der Bauer und sieht ihn scharf an. „Schaff mir eine schöne neue, dann kriegst du die alte!" „Ein Mann, ein Wort", sagt der Händler schnell; ein paar Wochen später hält er mit einer nagelneuen Tür vor dem Hause, die kaum 200 Jahre aushalten wird. So wird getauscht, und Jochen lacht sich über das feine Geschäft ins Fäustchen. Schade, daß er nicht dabei war, als seine alte Tür teuer in ein Schloß verkauft wurde, wo sie heute noch hängt, bewundert von allen Besuchern. —

Auf dem Felde ist etwas tiefer geackert worden als gewöhnlich; da kommen Steinwerkzeuge, Waffenreste zum Vorschein. Was geht mich das alte Zeug an, denkt Stoffel und wirft sie an den Wegrand, wo sie schnell verkommen. —

Es wird ein Stück Rain urbar gemacht, da finden sich seltsame Hufeisen, ganz andere Formen, wie wir sie heute haben. Man sieht sie an und wundert sich und macht sich seine Gedanken. Das müssen ja gar keine Pferde, vielleicht Ponys gewesen sein, die es damals hier gegeben hat. Der Vater bringt ein paar mit nach Haus, die Kinder spielen damit; bald sind sie verschmissen.

Und das ist ein großer Schade! Da muß aber ein Dorfmuseum helfen. Ein guter Bekannter hat den Anfang mit solch einem Dorfmuseum gemacht. Er ist Lehrer in der Stadt, hat aber dem Elternhause auf dem Lande die alte Liebe bewahrt: Nun hat er mit zwei Stübchen angefangen, und alles, was er hat kriegen können und was ihm die Dorfgenossen gern überlassen haben, das ist da aufgestellt: Tische, Stühle, Kannen und Krüge, Bauernkunst und Stücke der alten Bauerntracht. Mit den noch erhaltenen Resten der alten Bauerntracht könnte man allein schon ein ganzes Museum füllen. Wenn wir daheim die Altertümer nicht verwahren wollen, als da sind: Krüge, Gläser, geschnitzte Werkzeuge, alte Bücher, alte Spinnräder, Hauben, Bändermützen, Bilder; wenn wir das nicht daheim verwahren wollen, dann geben wir's ins Dorfmuseum ab. Im Nebenraum der Schule oder in einem Stübchen im Pfarrhaus wird das sich leicht machen lassen. So kann von den Dorfaltertümern noch manches gerettet und erhalten werden!

Und haben wir erst damit den Anfang gemacht, wird es sich zeigen, wie reich auch in den Resten die Vergangenheit des Dorfes zu uns spricht, und wenn einer erst auf diese Sprache hört, der ist treu dem Dorfe sein lebelang.

Das Testament.

Huh, jetzt soll's also zum Sterben gehn? Nein, wir wollen vom Glück auf dem Lande reden, und dazu gehört, daß ein guter Familienvater beizeiten sein Haus bestellt. Wir haben's selbst schon mitgemacht und können's noch jeden Tag erleben, wie sich Feindschaft, Ärger und Streit einstellt, wenn sich zwei Augen geschlossen haben und der Verstorbene nicht sich hat entschließen können, sein Testament zu machen. Seid also vernünftig, Herr Nachbar, man stirbt doch nicht schon, wenn man an sein Testament denkt. Außerdem ist das Testamentmachen jetzt gegen früher sehr, sehr erleichtert. Da braucht man nur ein Stück Papier, Briefbogen, Aktenformat, oder was sonst im Hause ist, zu nehmen. So würde beispielsweise das Muster eines richtigen Testamentes aussehen:

Wiesenfeld, den 24. Januar 1905.

„Ich, der Endunterzeichnete Landwirt Karl Müller bestimme im Fall meines Ablebens:

1. Meinen ganzen Grundbesitz mit darauf lastenden Hypotheken und Schulden, sowie lebendes und totes Inventar übernimmt mein ältester Sohn Friedrich Müller.

2. Meine beiden andern Söhne Karl und Wilhelm erhalten bis zu ihrer Verheiratung oder Selbständigmachung den Insitz, Hege und Pflege auf dem Gute gegen die Pflicht, nach besten Kräften mitzuarbeiten. Bei ihrer Verheiratung muß mein ältester Sohn Friedrich Müller an sie je M. 3000.— bar herauszahlen.

8. Etwa bei meinem Tode vorhandene Barmittel erbt meine Frau; hingegen muß für alle noch eingehenden Rechnungen und Forderungen mein ältester Sohn Zahlung leisten, wofür die Außenstände ihm zufallen.

4. Meine Ehegattin soll Insitz und Altenteil im oberen Stockwerk in Stube, Kammer und Küche erhalten; auch ist mein ältester Sohn verpflichtet, ihr außer ausreichender Kost jährlich an bar zu gewähren M. 75.—. Sollte meine Ehegattin aus irgend einem Grunde wünschen, nicht mehr am gemeinsamen Tisch ihre Mahlzeiten einzunehmen, so

hat mein ältester Sohn ihr jährlich noch zu zahlen in bar M. 200.—

5. Das Mobiliar wird, soweit es nicht meine Frau für das Altenteil braucht, unter die Kinder gleichmäßig verteilt. Hierfür soll unparteischer Testamentsvollstrecker mein Freund Landwirt Georg Schulze hier sein; seinem Schiedsspruch haben sich alle zu unterwerfen, ebenso wenn nach dem Ableben meiner Frau das andre Mobiliar auch verteilt wird.

6. Sollte einer der Erben oder Vermächtnisnehmer dieses Testament aus irgend einem Grunde anfechten, dann bestimme ich, daß er nur das gesetzliche Pflichtteil erhalten soll.

So weit das Muster eines Testaments; dazu werden noch die Sonderbestimmungen, die in jedem Falle aufzusetzen sind, nummerweise gefügt; dann wird das Schriftstück mit vollem Vor- und Zunamen unterzeichnet. So wird es gesetzlich gültig. Also ich wiederhole nochmals: Ein Testament hat gesetzliche Gültigkeit, wenn der Testierende bei klarem Verstand ist und wenn er's von A bis Z, vom Ort und Datum bis zum letzten Buchstaben der Unterschrift selbst geschrieben hat. Wer nun ein Sicherheitskommissarius ist, der sieht den Taler nicht an und geht in die Stadt zum Notar oder ins Gericht. Diese Herren wissen mit rechtlichen Formeln und Ausdrücken besser Bescheid wie unsereins, und die kennen auch die Kniffe, wie man ein Testament umgehn oder anfechten kann. Dagegen gibt's Riegel und Sicherheitsmaßregeln, und darin sind die eben mehr zu Hause wie wir. Hauptsache und eine große Beruhigung für den überlebenden Ehegatten ist es, wenn er weiß: Das Testament ist gemacht und gut aufgehoben, am sichersten im Gericht hinterlegt. Wenn's aber plötzlich zum Sterben geht, der Notar oder das Gericht aus der Stadt nicht so schnell da sein kann, dann muß schleunigst der Gemeindevorsteher herbeigeholt werden; der kann unter Zuziehung von zwei Zeugen ein gültiges Testament aufnehmen.

Es hat einmal einer den Frieden in einer Familie sehr gelobt, und dabei hat ein alter Schlaumeier gesessen, der hat über das Wort Friede gelacht und nur gefragt:

„Haben sie denn schon geteilt?“ In dem Wort liegt ein tiefer Sinn: Wenn die Erbteilung angeht, ist der Friede bald zum Teufel, und vielem Verdruß wird vorgebeugt, wenn den Unzufriedenen, den Krakehlern es schriftlich unter die Nase gehalten werden kann: „So war's der Wille eures Vaters. Hier lest's im Testament!“

Der Dorfkirchhof.

Der alte Pfarrer sitzt im Studierstübchen, arbeitet an der Sonntagspredigt und schaut zum Fenster hinaus. Schon mehrfach ein Klopfen und Hämmern! Nun weiß er, was ihn in seiner Sonnabendsstille gestört hat: Die Gemeinde arbeitet in der Fronde, und zwar gilt heute ihr Schaffen der Erweiterung des Kirchhofes. — Der alte Mann im Stübchen sinnt: Als er im Pfarrhause eingezogen war als junger Geistliche, da hatten sie noch um die Kirche begraben. Wie war das schön, wenn Sonntags die Glocken läuteten; da hallten sie zuerst über die Gräber, dann kommt die Gemeinde, und mancher Blick wandert zu den Gräbern da und dort, und manches Herzeleid wird von den Gräbern mitgenommen und im Gotteshause dem gesagt, der alles weiß und alles hört. — Und dann war das Flecklein um die Kirche zu klein geworden für die wachsende Gemeinde. Erweitern konnte sie nicht; denn die Häuser des Dorfes umschlossen den Kirchhof dicht. So waren sie die Flur abgegangen und hatten auf dem Gemeindeland Umschau gehalten. Schließlich kamen zwei Stücke in Frage. Im Tale weit vor dem Dorf lag das eine und hoch über den letzten Häusern am Berge das andre. In der Ebene wär's praktischer wegen des Tragens, hatte der hagere Peter gemeint, und dann säh man den Friedhof doch nicht jeden Tag. „Am Berge wird's“, hatte der Pfarrer gesagt. „Je näher am Dorf, je besser! Es ist wegen der Lebenden, die Angst vor dem Sterben haben, Peter!“ „S' geht aber schwer bergauf, zumal bei Glatteis“, hatte der Peter dagegen geredet. „Sie haben auch noch keins getragen!“ „Aber mehr zu Grabe geleitet, als Ihr“, und damit war die Sache entschieden: Das Plätzchen über dem Dorf wurde gewählt; aber der alte Fried-

hof war seitdem nicht vergessen. Je mehr die Gräber verfielen, je mehr junge Bäume, Flieder und Buschholz wurde gepflanzt, und für die Aufstellung von ein paar Bänken fanden sich auch der Platz und die Mittel. Und nun war das reichlich bemessene Stück Land über dem Dorf schon wieder zu eng!

Nun litt's den Alten nicht mehr bei seinen Büchern; er wanderte hinaus zu seinen Toten. Da war's heute lebendig, und das Bild war eigen, die Männer des Dorfes an der Arbeit zu sehen, hier wo sie dereinst alle, die am Zaune hämmerten und pochten, liegen würden, wenn auch ihr Stündlein einst nahte. „Ein Lattenzaun ist eigentlich nicht schön", sprach einer den Alten an. „Laßt's gut sein, Christian, nächstes Jahr pflanzen wir Tännchen ringsum", sagte der Pfarrer, „aber es wird gut sein wegen der Hühner, wenn ihr den Zaun hübsch dicht macht".

So wanderten sie durch die Reihen, hier wurde ein Strunk gerodet, dort hatte sich Buschholz allzu breit gemacht. „Die habe ich alle herausbegleitet", sagte der Alte und sah über die Reihen hin. „Habe manchen Ärger schon auf dem Friedhof gehabt, wenn man an offenen Gräbern das Geschrei der lieben Angehörigen mit anhören muß, und für die Pflege der Grabstätte haben sie dann nichts übrig! Manche, die nicht am offenen Grabe geweint haben, machen einem viel Freude, wenn sie die Gräber schön halten. – Es könnte da noch manches besser sein. Wie eine Gemeinde ihren Friedhof pflegt, so ist sie selbst." — „Herr Pfarrer, nun wird's ganz gewiß besser!" sagte einer der Männer. „Hoffentlich", sagte dazu der Alte und ging zu dem einen Grab, darein er vor Jahren seinen einzigen Sohn hatte betten müssen.

Es hat einmal ein temperamentvoller Pfarrer den Kirchhof seines Ortes einen Schindanger genannt, weil's gar zu schrecklich und lüderlich drauf aussah. Das ist ihm furchtbar verdacht worden, und er hat eine Zeitlang leere Kirchen gehabt; aber genützt hat's doch! Denn mancher aus der Gemeinde ist hingegangen und hat seine Gräber zurecht gemacht. — Dann lief eine Anzeige wider den Pfarrer ein, der besagten unmanierlichen Ausdruck gebraucht hatte. Es kam zu einer mündlichen Verhandlung vor der vorgesetzten Behörde.

Ja, gesagt hätte er's, er könnt's aber auch nun zurücknehmen; denn seine lieben Gemeindeglieder hätten sich schwer geärgert und hätten etwas an ihrem Friedhof getan, und nun wär's kein Schindanger mehr. —

Mancher deutsche Friedhof macht einen verlassenen, verkommenen Eindruck, und manche deutsche Dorfgemeinde verdiente, durch ein kräftiges Wort aufgerüttelt zu werden. Aber nicht jeder hat Mut und Geschick, das zu können. So will ich's jetzt noch einmal tun und sage:

Unsre alten Dorffriedhöfe verdienen unser Auge und unsre Arbeit. Ist einer außer Gebrauch gesetzt, pflanzt Bäume drauf, haltet die Wege sauber und sucht das Ganze parkartig zu gestalten. Aber nur dann wird ein Dorf seinen verlorenen Friedhof noch pflegen, wenn der im Gebrauch befindliche keinen wüsten, verwilderten Eindruck macht.

Durch den Friedhof wird mancher, der in die Stadt verzog, allein noch an das Dorf gebunden. Tausend Fäden verknüpfen so Stadt und Land. Wenn einer aus der Stadt als Besuch in der alten Heimat einkehrt, der geht auch auf den Friedhof. Seht zu, daß er nicht durch verkommene Gräber abgestoßen werde, sondern sorgt, daß durch die Pflege der Ruhestatt eurer Toten das Heimatgefühl der Lebenden geweckt werde und erstarke!

Die neue Heimat.

„Und 30 Glas Grog!" rief der Herr Meyer durch den Saal, seines Zeichens Handelsmann, um nicht zu sagen Güterschlächter. „Ja, 30 Glas Grog, Herr Wirt, da ist gar keine Musik heute in der Auktion. Die lumpigen 100 Mark für den schönen Acker anzubieten, das ist doch nicht euer Ernst! Herr Wirt, kommen die 30 Glas bald? Eine Affenschande, überhaupt so anzufangen!" — Was war denn da eigentlich los? Die freundlichen Herren aus der Stadt hatten wieder einmal einen Bauern kaput gemacht, und jetzt war des Trauerspiels letzter Akt gekommen: Öffentlicher Verkauf des ganzen Anwesens im Wirtshaus. Deshalb hatte auch der Meyer auf das erste Gebot gerufen: „Und 30 Glas Grog!"

Da stand der Altbürgermeister auf und sagte: „Leute, keiner trinkt mir davon!" Und seine tiefe Baßstimme klang grollend: „Überhaupt wer hier mitbietet!" „Ich halte die Auktion", unterbrach ihn Herr Meyer aus der Stadt. „Wirt, wo bleiben die 30 Glas Grog?" Die kamen und wurden vor den Güterschlächter hingestellt. Der ruft: „Bitte, nur zulangen!" Aber keine Hand regt sich, keiner trinkt; ein Gebot wird den ganzen Abend überhaupt nicht mehr abgegeben. — „Halten wir die Versteigerung ein andermal", sagt Herr Meyer, packt seine Papiere zusammen und setzt sich auf sein Wägelchen; er mußte aber eine gewisse Wut im Leibe haben, denn ohne Grund hieb er auf seinen Braunen, daß der im Galopp zum Dorf hinausjagte.

Ein paar Tage später wurde mittelst Aushangs im Wirtshaus zu neuer Auktion geladen: Kaufliebhabern würden kulanteste Zahlungsbedingungen zugesichert, Teilzahlungen, Fristen bereitwilligst gewährt, und was sonst noch auf dem Zettel stand. Der Herr Meyer aus der Stadt kommt diesmal mit ein paar Helfershelfern vorgefahren; die steigen die Treppe zum Saal empor uud wundern sich, wie's drin so gar stille ist. Wahrhaftig, der Saal ist leer! Nicht gefallen hatte ja dem Herrn Meyer, daß unten im Hausflur der Altbürgermeister auf und abging; was wollte der da? Na, sie hatten ja Zeit; so wurde gewartet, eine Viertelstunde nach der andern; der Wirt sollte kommen. Der wäre über Land, ließ die Frau Wirtin durch das Mädchen ihm sagen; dann sollte sie wenigstens kommen; die hätte keine Zeit, meldete wieder dasselbe Mädchen. Neues Warten! „Verfluchtes Bauernpack, dann verpachte ich eben!" sagte Herr Meyer aus der Stadt und fuhr grimmig heim.

Bald ein neuer Aushang im Wirtszimmer: „Pachtliebhaber werden auf nächsten Sonnabend Abend 8 Uhr zur Verpachtung der Beckerschen Grundstücke eingeladen. Pachtbedingungen werden im Termin bekannt gegeben." Als am genannten Tag Herr Meyer aus der Stadt den Saal betrat, fanden sie kaum noch Platz; keiner aus der Gemeinde fehlte. „Aha, endlich kommt Fett an die Suppe," dachte Herr Meyer. Laut rief er: „Da können wir wohl gleich anfangen!" Die Pachtbedingungen wurden verlesen; der beste Acker, 4³/₄ Morgen

kam zuerst an die Reihe. „2 Mark", bot der Altbürgermeister an und keiner trieb weiter. Rings im Kreis schmunzelnde Gesichter! „Zuschlag abgelehnt", sagte Herr Meyer aus der Stadt endlich. „Probieren wir's einmal mit der Wiese." „2 Mark", bot wieder der Altbürgermeister, und keiner trieb weiter; hinten in der Ecke lachten schon ein paar laut. Mit giftigem Blick auf den Bieter rief Herr Meyer wieder: „Zuschlag abgelehnt", und als er ein drittes Mal mit dem großen Rübenacker dieselbe Erfahrung machte, schrie er zornig durch den Saal: „Der Termin wird abgebrochen!" Da lachte die ganze Versammlung. Herr Meyer befahl mürrisch das Anspannen und brummte im Wegfahren: „Dann muß eben der Karl das Werk selbst pachten; der ist froh, wenn ich's ihm lasse!"

Am Montag bei guter Zeit war Herr Meyer aus der Stadt wieder im Dorf und ging ganz siegesgewiß auf den schönen Hof zu, der einstmals dem Vater von Karl Becker gehörte und nun gerichtlich Herrn Meyer, Güteragent aus der Stadt, zugeschrieben war. Der Karl steht auf dem Hof und nagelt an einer Kiste herum. „Na, geht's fleißig?" „Ja", sagt Karl kurz. „Ihr zieht wohl aus?" Wieder das trotzige „Ja." „Hör, Karl ich habe mit dir was zu besprechen." „Sie können getrost „Sie" zu mir sagen", sagt der über die Schulter und bastelt an seiner Kiste weiter. „Auch gut, also Herr Becker, ich habe mir's überlegt, ich will Ihnen den Hof verpachten." „Danke", sagt Karl und arbeitet ruhig weiter. „Nun so kurz, warum denn nicht?" „Weil ich mich in Zukunft nicht für Sie plagen will, sondern für mich, meine Frau und mein Kind. Adjö auch, Herr Meyer, wir haben nichts mehr miteinander zu tun." Sprach's, ging ins Haus und ließ Herrn Meyer aus der Stadt mit einem dummen Gesicht stehn. „Das soll doch der Kuckuk holen, sind denn die Bauern alle rappelig geworden!" denkt Herr Meyer, und wieder fuhr im wilden Galopp sein Wägelchen zum Dorfe hinaus. „Ich kann warten und setze einen Fremden herein", denkt Herr Meyer weiter. Weil aber keiner die Katze im Sack kauft, und weil die Fremden immer auch im Wirtshaus einkehrten, traf es sich immer, daß sie just in die Hände des Altbürgermeisters gerieten. So gingen sie rechtschaffen auf-

geklärt fort und kamen nicht wieder. „Ich kann warten, ihr kommt mir doch," sagt Herr Meyer. Es wird Winter. „Ich kann warten, ihr kommt mir doch", sagt Herr Meyer, da pfiff im Dorf der erste Star. „Ich kann warten, ihr kommt mir doch," sagte Herr Meyer, da zogen die Gespanne zur Frühjahrsbestellung hinaus aufs Feld. Mehrfach ward Verpachtung oder Verkauf versucht, aber immer vergebens. Da wurde Herr Meyer weich und kam zum Altbürgermeister und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen. Die mußte recht inhaltsreich gewesen sein; denn noch an demselben Abend berief der Altbürgermeister eine Aufsichtsratssitzung in der Darlehnskasse und beantragte, das ganze Gut des Karl Becker sofort von Herrn Meyer für 28000 M. zu kaufen. Das wurde genehmigt, aber die Aussprache mit Karl Becker, dem in derselben Sitzung das Gut wieder angeboten wurde, hatte keinen Erfolg; der sagte: „Ihr Herren, ich dank euch auch vielmal für das Vertrauen, aber ich mag nimmer! Wo anders möcht ich was anfangen; was, weiß ich halt selbst noch nicht." Drauf schloß der Altbürgermeister die Sitzung: „Karl, bist alt genug, mußt also wissen, was du tust. Aber das versprechen wir, verdienen will an deinem Gute die Darlehnskasse nichts."

So wurde nach Kaufbestätigung das Gut in kleinere Parzellen aufgeteilt, die vom Darlehnskassenverein gehaltene Auktion verlief schön glatt und ergab einen Verkaufswert von 35422 M., denn das Land stand gut im Preis. — Das war die letzte Güterschlächterei im Dorf. Seitdem machten die Raubtiere einen weiten Bogen um den Ort und schimpften auf die verdammte Darlehnskasse, die „ehrliche Handelsgeschäfte" nicht mehr aufkommen ließe.

Jeder Ort, der eine Darlehnskasse hat, muß und darf nur durch die Kasse seine Güterverkäufe besorgen lassen, wenn die Not einen Besitzer zum Verkaufe zwingt. Halten dann alle Vereinsgenossen zusammen, und wenn die rechten Kerle an der Spitze stehen, dann halten sie zusammen, dann ist das elende Güterschlachten überhaupt nicht mehr möglich. Also, die Darlehnskasse soll's machen wie dort, wo dem Karl Becker nach Abzug sämtlicher Unkosten noch 6520 M. zugewiesen werden konnten.

Der Altbürgermeister hatte die Nachricht gebracht und gleich Gelegenheit genommen, einmal gründlich mit Karl über die Zukunft zu reden. „Auswandern nach Nordamerika oder nach Brasilien, Karl, das täte ich nicht! Da liegt alle Monat dem Deutschen Dorfboten so ein grünes Blättchen bei, „Neues Bauernland" überschrieben, das über die deutschen Ansiedlungen in Westpreußen und Posen handelt. Hast du schon einmal eins gelesen. Nicht? Hier habe ich's." Und der Altbürgermeister las:

A. Bedingungen für den Kauf einer Ansiedlerstelle.

1. Der Grund und Boden braucht nicht mit Kapital bezahlt zu werden, sondern wird gegen eine jährliche Rente von höchstens 3 v. H. der fiskalischen Selbstkosten zu Eigentum überlassen. Die Rente ist nichts anderes als die Verzinsung der Hypothek, die an Stelle der Bezahlung des Grund und Bodens tritt.
2. Zum Aufbau der Gebäude und zur Beschaffung des Inventars soll der Erwerber das festgesetzte Vermögen selbst besitzen, doch können ihm unter Umständen dazu Darlehen zu einem niedrigen Zinsfuß gewährt werden.
3. Vor der Rentenzahlung werden 1 bis 3 Freijahre gewährt.
4. Beim Aufbau und bei der ersten Bestellung hilft die fiskalische Gutsverwaltung ihm, soweit nötig, durch unentgeltliche Gespannleistungen; Baumaterialien, namentlich Ziegel- und Feldsteine, werden zu billigem Selbstkostenpreise überlassen. Wer nicht selbst aufbauen will, kann auch fertige Gehöfte gegen Zahlung der Selbstkosten übernehmen.
5. Der Ansiedler, der im ersten Jahre wegen des Gehöftbaues noch nicht selbst ernten kann, erhält bis zur ersten Ernte – abgesehen vom Saatgut – Mund- und Wirtschaftsvorrat für sich, seine Familie und sein Vieh nach den dafür erlassenen näheren Bestimmungen unentgeltlich. Bei Übernahme der stehenden Ernte gelten die bezügl. Vereinbarungen.
6. Anschaffung von Obstbäumen für die neuen Stellen erfolgt durch die Ansiedelungskommission unter Übernahme von 3/4 der Kosten.
7. Zur Erleichterung der öffentlichen Lasten werden den neuen Ansiedlergemeinden unentgeltlich Grundstücke überwiesen, deren Wert bis zu 5 Prozent der aufgeteilten Gutsfläche beträgt. Soweit die Ansiedelungskommission die Erbauung neuer Kirchen und Schulen aus Anlaß der Besiedelung für erforderlich erachtet, werden die erstmaligen Baukosten vom Staate getragen.
8. Wer als Ansiedler aus größerer Entfernung (über 300 km) angezogen ist, erhält eine Reisekostenbeihilfe.

B. Bedingungen für die Pachtung einer Ansiedlerstelle.

Der Aufbau des Pachtgehöfts erfolgt durch die Ansiedelungskommission. Die Pacht ist festgestellt auf die Rente vom Landwert zuzüglich 2 bis höchstens 3 v. H. vom Gebäudewert.

Pächter erhalten 1 Freijahr.

Im Pachtvertrage werden zugleich die Bedingungen festgesetzt, unter denen Pächter nach Ablauf der Pachtzeit oder auch vorher die Stelle zu Eigentum erwerben kann.

Die Pachtstellen werden nur ausnahmsweise gebildet und sind in der Regel nicht größer als 50 Morgen. Sie sind für Ansiedelungslustige mit nachgewiesener landwirtschaftlicher Tüchtigkeit und mit kleinem Vermögen, das zum Erwerb einer Stelle zu Eigentum nicht ausreicht, bestimmt.

Aufmerksam hatten Karl und seine Frau zugehört. „Ihr habt nun einen ganz hübschen Pfennig Geld in der Hand. Karl, fahr selbst und sieh einmal zu; die Kommission ist ja splendid, die zahlt sogar noch eine Reisekostenbeihilfe. Viel riskierst du nicht und bleibst immer im deutschen Vaterland. Wenn dann der Weg nicht zu weit ist, sehe ich mir deine neue Heimat auch ganz gewiß noch einmal an; denn unser Zweiter muß auch aus dem Hause, beide Buben kann unser Hof nicht ernähren."

So wurde Karl Becker als Kundschafter nach dem Osten geschickt; und als er nach reichlich einer Woche wieder heimkam, da war sein erster Gang mit seiner Frau am Abend zum Altbürgermeister. „Wie steht's"? frug der. „Ich glaube gut, ich bin vorvorgestern Ansiedler auf Wilhelmshof, Kreis Wongrowitz geworden." „Na, Junge, das freut mich, erzähle!" Nun berichtete Karl von seiner langen Fahrt. In Posen hatte ihn der Beamte der Ansiedlungskommission[1]) freundlich angehört, ihn dann an Karten geführt und gemeint: „Hier liegt Wilhelmshof, das ist kein schlechter Platz, sehen Sie sich's selbst an. Wenn Sie wollen, werde ich sofort unsern Gutsverwalter benachrichtigen". Am andern Tag war dann Karl noch eine Stunde mit der Kleinbahn weiter gefahren; auf Station Popilevo hatte ihn der Gutsverwalter, der die Geschäfte der Aufteilung leitete und die Ansiedler beriet, mit dem Guts-

[1]) Adresse: Königl. Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen, Posen, Mühlenstr. 12.

gespann abgeholt und war mit ihm auf guter Chaussee ein Stündchen zur Ansiedlung Wilhelmshof gefahren. Da hatte denn Karl die Augen ordentlich aufgemacht; die Gegend war ja eben, aber schönes Ackerland, Roggen und Weizen, stellenweise auch der reine Zuckerrübenboden. Sie waren dann durch das ganze Gut gegangen, und Karl hatte seine ganze traurige Geschichte erzählt. Dann war der Verwalter stehen geblieben und hatte gemeint: „Hier, Herr Becker, die Stelle Nr. 33 wäre etwas für Sie. Dahier an die Straße kommt das Haus; dort liegt die Wiese, hier die 22 ha Ackerland. Alles ist fein dräniert. 445.23 M. jährliche Rente ist ja ein ganzes Stück Geld, aber bei Fleiß und Tüchtigkeit wirtschaften Sie das bequem heraus. Namentlich mit Viehzucht ist was zu machen; der Boden ist kleefähig.". Dann wurden die Felder abgeschritten, die Winterfrucht stand vorzüglich, Gerste und Hafer hätten etwas besser sein können, doch die würden sich schon noch machen. „Und das Wohnhaus?" frug Karl Becker. „Das bauen Sie selbst auf den grünen Rasen!" Dafür stellt die Kommission Ihnen Steine zum Selbkostenpreis; ich bin ja auch da, wenn Sie einen Rat sonst brauchen; außerdem haben Sie dann drei Freijahre, will sagen, während dreier Erntejahre brauchen Sie eine Rente an die Kommission nicht zu zahlen." „Ja, aber von was die erste Zeit leben?" meinte nachdenklich Karl. „Dafür sorgen wir auch", sagte lächelnd der Verwalter. „Sie bekommen für Mensch und Vieh solange genug Nahrung, bis Ihnen selbst auf Ihrem Grund und Boden etwas zuwächst. Außerdem steht es Ihnen ja frei, im Herbst gegen billige Entschädigung Ihre Felder schon selbst zu ernten. Die Gespanne der Verwaltung helfen, wie auch umsonst die Steine zum Bauen angefahren werden." „Und wo in der Zwischenzeit wohnen?" „Recht so, nur ordentlich fragen", sagte der Verwalter und deutete auf eine große Baracke, die jenseits der Felder errichtet war. „Dort wohnen schon vier Familien, drei aus dem Hannoverschen und eine aus Württemberg. Für Sie und Ihre Familie ist noch reichlich Platz." Da sah Karl noch einmal über die Felder, dann schlug er in die ihm gebotene Hand des Verwalters ein. Er war Ansiedler im Osten geworden.

Bald war auch das Geschäftliche geregelt; nur in einem Punkte nahm es der Verwalter peinlich genau, im Nachweis des vorhandenen Vermögens. „6000 müssen Sie haben, 6500 besitzen Sie. Haben Sie vielleicht etwas Schriftliches bei sich?" Da war's nur gut, daß Karl sich vorgesehen hatte; denn er konnte eine Bescheinigung hierüber vorlegen, ausgefertigt und gestempelt vom Ortsvorstand seiner Heimatgemeinde. Nun war auch das geregelt, die Anzahlung von 625 M., die ihm gut geschrieben wurde, sollte er nach seinem Umzug leisten. „Ja so, der Umzug", sagte der Herr Verwalter noch. „Die Kommission zahlt ja eine Entschädigung, aber machen Sie nicht den Fehler, zuviel Hausgerät mitzubringen; denn die Fracht hierher ist hoch; verkaufen sie lieber dort, was zu verkaufen ist. Natürlich Wäsche und die Kleider, Bettwerk und auch etwas für die Küche, das wird mitgenommen; man kann da vierter Klasse mit zwei handfesten Koffern schon ein ganz Teil selber befördern. Auch Bilder und alte Familienstücke behält man gern; aber das andere kaufen Sie billiger hier."

So war Karl wieder heimgefahren und erzählte dem Altbürgermeister, der sehr aufmerksam zuhörte. „Karl, noch eine Frage: Wie steht's mit den Pollacken im Ort?" „Auf der Fahrt bin ich ja mit ein paar zusammen gewesen, aber auf Wilhelmshof habe ich keinen gesehn; das wird eine ganz deutsche Gemeinde. Mit den andern Ansiedlern habe ich auch geredet; die sind schon feste am Häuserbauen. Eine Schule, übrigens ein schmuckes Gebäude, ist schon gerichtet, die evangelische Kirche ist für nächstes Jahr im Ort geplant; das baut alles die Kommission, ein Pfarrhaus kommt auch, und das Gemeindeland, das die neue Ansiedlergemeinde zugewiesen erhält, ist ein tüchtiger Brocken, ich schätze es auf fast 35 ha." „Karl", sagte mit herzlichem Ton der Altbürgermeister, „daß ich dir das Beste wünsche, weißt du. Mach's gut und mach vor allen Dingen schnell Schluß hier!" — So fuhr in der nächsten Woche schon der Ansiedler Karl Becker mit Weib und Kind nach Posen; der Abschied war nicht leicht gewesen, aber die beiden waren gutes Muts, und ehe der erste Schnee fiel, war ein schmuckes Häuschen mit Stall und Scheune schon fertig. Karl Becker hatte zum ersten Male geerntet, und der Ertrag war nicht schlecht.

Als dann im nächsten Frühjahr der Altbürgermeister mit seinem Zweiten ebenfalls im Wilhelmshof ankam, da konnten sie in dem gemütlichen Ansiedlerhause von Karl Becker einkehren. Hier wohnten zufriedene Leute, die sich ehrlich plagen mußten, aber ihr gutes Auskommen hatten. „Junge", sagte der Altbürgermeister beim ersten Gang durchs Feld, „solchen Weizen um die Jahreszeit habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen, da ist ja Boden erster Klasse. Na wie ist es, Fritz?" Der sah seinem Vater ins Auge und sagte nur: „Hier bleibe ich!" „Recht so", bekräftigte Karl, und der Altbürgermeister sagte nur nach seiner schlichten Art: „Gott segne's! Amen." —

Unsre Dörfer wachsen langsam an Einwohnerzahl. Wohin soll der Überschuß? „In die Städte", sagen die Gescheiten. Ach, von Elend und Sorge erzählt mancher Brief, der von der Stadt auf die Dörfer wandert; mancher erzählt davon, wenn er wieder heim kam, und mancherlei Heimweh vergräbt sich in den Städten in der Stille. Im Dorfe bleiben, das Gut des Vaters teilen, das geht auch nicht; dann bekommen wir die elenden, kleinen Quetschen, worauf der Besitzer zum Leben zu wenig, zum Verhungern zu viel hat; bleibt also das Auswandern. Die Zeiten sind vorbei, wo in Amerika das Geld auf der Straße lag; sonst kämen nicht soviele wieder, die drüben das Glück nicht gefunden haben. Bleibt also: Die neue Heimat im Inland suchen. Für zweite Söhne, für junge, arbeitsfreudige Kerle liegt die neue Heimat im Osten; da kann der deutsche Bauer noch was schaffen, da kommt er vorwärts!

Es brauchen gar nicht immer 6000 M. zu sein, obgleich es gut ist, wenn man sie hat; man kann auch schon für die Hälfte und noch weniger zu einem eigenen Gütchen kommen und darauf seinen sichern Unterhalt finden, sofern man der Kerl danach ist.

Mit der Königlichen Ansiedelungskommission sind die Königlichen Generalkommissionen nicht zu verwechseln, die sich zwar auch mit der Schaffung von neuen Ansiedelungen befassen, aber doch in anderer Weise als jene. Ihre Tätigkeit beruht auf den Rentengutsgesetzen, und die unter ihrer Obhut entstandenen neuen Bauernstellen nennt man gewöhnlich zur Unterscheidung von den Ansiedelungen in Posen

und Westpreußen Rentengüter. Man merke: Es gibt nur eine Königliche Ansiedelungs-Kommission, aber es gibt neun Königliche Generalkommissionen, die ihren Sitz in folgenden Städten haben: Königsberg i. Pr., Bromberg (für Westpreußen und Posen), Breslau, Frankfurt a. O. (für Brandenburg und Pommern), Merseburg, Münster, Kassel, Hannover (für Hannover und Schleswig-Holstein) und Düsseldorf. Wer also in einer andern Provinz eine Bauernstelle haben möchte, der tut gut, sich an die Königl. Generalkommission daselbst zu wenden. Freilich wird man aus naheliegenden Gründen bei den ostelbischen Generalkommissionen immer eher zum Ziele kommen als bei den westelbischen, weil eben östlich der Elbe viel mehr Güter aufgeteilt werden als im Westen. Es sei noch erwähnt, daß es auch in Mecklenburg eine Großherzogliche Ansiedelungs-Kommission gibt, die ihren Sitz in Schwerin hat.

Und nun mögen noch einige angesehene Privatinstitute genannt werden, die sich mit der Umwandlung von großen Gütern in Höfe und Dörfer befassen und dabei gewöhnlich mit den Königlichen Generalkommissionen Hand in Hand gehen. – Das sind: Die Landbank (in Berlin und Stettin), die Pommersche Ansiedelungs-Gesellschaft (in Stettin), sowie der Deutsche Ansiedelungsverein in Rödding, Nordschleswig.

Daß es daneben auch noch allerhand „Güterschlächter" hin und her im Lande gibt, vor denen man sich inacht zu nehmen hat, brauche ich euch nicht zu erzählen. Wer gescheit ist, der macht einen großen Bogen um sie herum und hält sich an die Stellen, die in diesem Kapitel genannt sind.

Wer aber in bestimmten Fällen nicht wissen sollte, woran er ist, wer vor allem noch genaueres über die Ansiedelungsgüter und Rentengüter wissen und eine Auswahl von geeigneten Bauernstellen für sich, oder seinen zweiten Jungen haben möchte, der wende sich vertrauensvoll an die „Auskunftsstelle für bäuerliche Ansiedlungen" in Berlin SW. 11, Dessauerstr. 14, die vom Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege begründet wurde, um allen Landbewohnern in Ansiedelungssachen eine zuverlässige und völlig uneigennützige Auskunft zu erteilen. Die Sache kostet dich weiter nichts, Nachbar, als einen Brief oder eine Postkarte.

Zum Schluß.

Es gibt noch manches, worüber ein nützliches Wort zu reden wäre; doch wir müssen uns bescheiden, da unser Büchlein sonst zu dick und zu teuer würde. Wer aber dies und jenes noch gern eingehender studieren möchte, der muß sich den Weg zeigen lassen durch unsern schon erwähnten großen „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege", über den in den angehängten Zeitungsbesprechungen noch einiges zu lesen ist.

Um der so zeitgemäßen und notwendigen Wohlfahrts- und Heimatpflege auf dem Lande einen Mittelpunkt und geistigen Nährquell zu geben, wurde bereits vor einigen Jahren mit Unterstützung des Preußischen Landwirtschafts-Ministeriums und verschiedener anderer Regierungen und Behörden der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege (Berlin SW 11, Dessauerstraße 14) ins Leben gerufen, dessen persönliche Mitglieder gegen Zahlung eines Jahresbeitrags von 6 M. die Halbmonatsschrift „Das Land" ohne weitere Zahlung erhalten. Es ist ein fürs ganze Reich bestimmter Zentralverein, der seiner Natur nach jedoch mehr den leitenden Kreisen angepaßt ist. Neben ihm und doch wieder im engsten und innigsten Anschluß an ihn und unterstützt durch ihn hat sich der „Deutsche Dorfbund" gebildet, der sich ebenfalls die Förderung der ländlichen Wohlfahrtsarbeit zur Aufgabe gemacht hat, aber namentlich diejenigen Bevölkerungskreise in sich aufnehmen will, denen die Zahlung eines Jahresbeitrages von 6 Mark zu schwer fällt. Mitglied des Deutschen Dorfbundes kann daher jeder werden, der ihm jährlich den Betrag von mindestens 50 Pf. zusendet oder wer ihm nachweist, daß er Bezieher seines Hauptorgans, des „Deutschen Dorfboten" oder der „Deutschen Dorfzeitung" ist. Wer den Jahresbeitrag von 3 Mark erschwingen kann – und wie viele sollten das nicht können! – erhält dafür eins dieser beiden inhaltlich ganz gleichen Blätter das ganze Jahr hindurch postfrei zugesandt und bleibt so immer in enger Fühlung mit unserer Arbeit und mit all den schönen Glücksgütern, die dieses Büchlein euch gezeigt hat. Der Ton unseres Büchleins ist auch der Ton der beiden Blätter; und das gleiche gilt von dem Geiste, der hier und dort herrscht. Doch genug.

Unser erster Gruß sei auch unser letzter:

Glück auf!

Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Herausgegeben
von

Heinrich Sohnrey

Geschäftsführer des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

460 Seiten. Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Was bietet der Wegweiser uns Landlehrern?

Beantwortet von Lehrer **Sparr** in Rakow, Vorpommern (jetzt Verbandsrevisor in Stettin).

. . . Da interessiert sich ein Lehrer besonders für Genossenschafts- und Sparkassenwesen, ein anderer für Unterhaltungsabende und Lesevereine, ein dritter für Bienenzucht, Gesangvereine, Fortbildungsschulen, Heimats- und Ortskunde rc. Aber gar mancher hat schon gefragt: „Wo ist die Quelle, aus der ich schöpfen, aus der ich selber mein eigenes Wissen vervollkommnen und mich zum Volkspädagogen emporbilden kann?" Diese Fundgrube ist uns nun gegeben in dem „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" von Heinrich Sohnrey. Wer irgend ein Fünkchen von Begeisterung für die Gesundung unserer ländlichen Verhältnisse in seinem Herzen hat, wird dies Buch nicht bloß mit dem größten Interesse lesen, sondern studieren; findet man in ihm doch eine Zusammenfassung all der schönen, edlen und uneigennützigen Bestrebungen, die das Wort „Wohlfahrtspflege" in sich schließt. Alle diejenigen, die dies Wort bisher noch kalt ließ, oder denen es nur ein mitleidiges Lächeln ablockte, werden jetzt, wenn sie dies Buch zur Hand nehmen und sich darin ein wenig vertiefen, zu der Einsicht kommen, daß sie bisher etwas versäumt haben. . .

Die **Illustrierte Landwirtschaftl. Zeitung** 1900 Nr. 37 schreibt:

. . . Er meint, daß in unserem Buche zum ersten Male ein allumfassendes Programm gegeben ist. . . Wir können getrost behaupten, daß es keinen Landwirt groß oder klein gibt, der nicht in dem Buche Fingerzeige dafür finden würde, wie und wo er seinerseits im einzelnen eingreifen kann. Die Anordnung des Stoffes erleichtert dies in hohem Grade. Jedesmal wird zunächst die Aufgabe festgerahmt, dann werden die dafür verfügbaren Mittel und Wege festgestellt, weiterhin sämtliche auffindbaren Beispiele kurz aufgeführt und schließlich ein sorgfältiger Adressen- und Literaturnachweis geliefert. . .

Die **Zeitschrift der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien,** 1900. Nr. 31 schreibt:

. . . . In diesem Buche ist eine Fülle von anregendem und belehrendem Material enthalten, sodaß dasselbe allen denen, deren Beruf oder Interesse sie auf die Mitarbeit an der Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande hinweist, nur empfohlen werden kann.

Was die Zeitungen über die Landjugend sagen!

(Vergl. die Anzeige auf der 1. Seite.)

Landwirtschaftliche Wochenschrift für die Provinz Sachsen, Halle a. S.:

Das Buch ist jedem, dem die Besserung der ländlichen Arbeiterverhältnisse und die Wohlfahrt der ländlichen Bevölkerung, insbesondere der heranwachsenden Jugend, am Herzen liegt, warm zu empfehlen. Spannende Erzählungen und prächtige Gedichte wechseln in bunter Folge mit Aufsätzen belehrenden Inhalts. Indem dem Leser die mannigfachen Schönheiten der ländlichen Heimat zum Bewußtsein gebracht werden, wird der leider so weit verbreiteten Ansicht, daß nur die großen Städte Reize zu bieten vermögen, wirksam entgegengetreten. Die Anschaffung des Buches sei daher seines vorzüglichen Inhalts wegen jedem, insonderheit Vereins- und Gemeindebibliotheken empfohlen. Die gediegene Ausstattung macht es für Weihnachtsgeschenke besonders geeignet.

Zeitschrift „Niedersachsen", Bremen:

Es liegt der zehnte Jahrgang vor mir, und mit Interesse verfolge ich das Wachsen des Buches an Schönheit und Weisheit. Es geht ein Zug von Frische und Frohmut, von Liebe zur Heimat und allem Guten durch diese Erzählungen, Aufsätze und Gedichte, und die Namen derer, die da mitgeholfen haben, sind von gutem Klange, wie auch die der Künstler unter den Hauptbildern. So ein Buch ist ein Schatz für die Landjugend; öffnet es ihnen doch die Augen für die Schönheit der Umgebung und lehrt sie zu lieben und zu achten, was sie haben und was sie schaffen. Es wird dies Buch seinen Weg machen, wie immer bisher, und überall offene Türen und Hände finden, wo es dargebracht wird.

Dresdener Anzeiger, Dresden:

Bei dieser Gelegenheit möchten wir eines Jahrbuches gedenken, das schon in zehnter Folge erscheint und bisher alle Klippen eines solchen glücklich umschiffte. Wir meinen die Landjugend, herausgegeben von Heinrich Sohnrey, mit Buchschmuck von Müller-Münster, der es nicht ausschließt, daß auch Eduard und Paul Meyerheim, Liebermann und Hosemann mit Kopien ihrer Bilder vertreten sind. . . Das Buch pflegt bekanntlich die Heimatliebe, besonders jene zum Landleben, weshalb es auch viele Bilder verschiedener ländlicher Trachten bringt. Eine Erzählung von Sohnrey „Die Letzten", eine Kindergeschichte von der Insel Rügen zeigt, wie schwer es den „Letzten" oftmals gemacht wird, wenn sie die Tracht der Väter und Mütter nicht gegen das moderne, gleichmachende Gewand vertauschen wollen. Eine Erzählung, wie der Säemann von Peter Rosegger wiegt unseres Erachtens eine ganze Serie von Geschichten in anderen luxuriös ausgestatteten Jahrbüchern auf. Wir empfehlen dies einfache Buch auf das wärmste.

Von früheren Jahrgängen sind noch vorhanden

Jugendbuch für Stadt und Land und Landjugend

6. Jahrgang. 200 Seiten stark, zahlreiche Illustrationen.

Aus dem Inhalt heben wir hervor: **Robinson in der Lindenhütte.** Erzählung von Heinrich Sohnrey. — **Der Toni von Kandergrund.** Erzählung von Johanna Spyri. — **Im sonnigen Mai.** Von O. Krauß. — **Der Pechölmann.** Von Peter Rosegger. — **Claus Störtebecker,** eine Heldengestalt der Volkssage an der deutschen Ostseeküste. Von Dr. A. Haas. — **Mit Eseln und Ochsen.** Eine Jugenderinnerung von Heinrich Sohnrey. — **Der Hirschreiter.** Eine Erzählung von Heinrich Sohnrey. — Erzählungen, Gedichte, Sprüche, Rätsel. Briefwechsel mit mit dem Ohm vom Lande.

Die Landjugend.

9. Jahrgang. 185 Seiten, zahlreiche Illustrationen.



Aus dem Inhalt nennen wir:

Der Storch von Alt-Reddevitz. Von Heinrich Sohnrey. **Das Märchen von der Waldkönigin. Das Wasser der Jugend.** Von R. Baumbach. **Einer, aus dem etwas Großes geworden ist.** Von H. Weigand. **Warum Pivogts Annchen nicht heiraten wollte.** Von H. Sohnrey. Erzählungen, Gedichte, Sprüche, Rätsel. Briefwechsel mit dem Ohm vom Lande.

Preis jedes Bandes 1.50 Mark.

Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

A. W. Zickfeldt, Osterwieck a. Harz.

